1.20 DM / Band 31

Neuer Roman

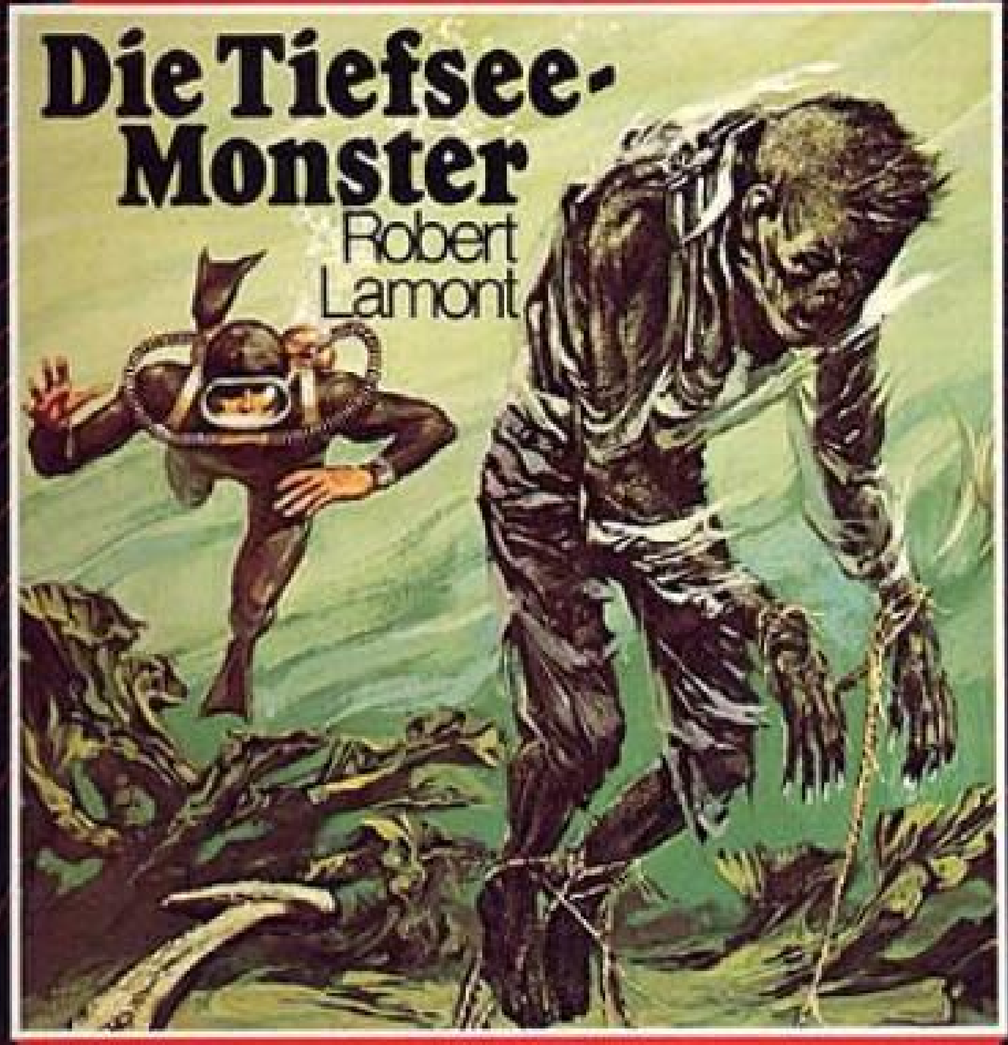
BASTEI

PROFESSOR ZAMORRA

Der Meister des Übersinnlichen

Die Tiefsee-Monster

Robert Lamont



Abgeschlossener Roman



Die Tiefsee-Monster

Professor Zamorra Nr. 31

von Michael Kubiak

erschienen am 26.08.1975

Die Tiefsee-Monster

Sie lauerten in der Tiefe!

Gräßliche Gestalten aus einer fernen Vergangenheit. Skelette, die ein Fluch zu ewigem, rastlosem Leben gebannt hatte.

Doch sie hatten einen Auftrag. Sie waren die Hüter eines uralten Tempels. In grauer Vorzeit war der Tempel der Toten von den Mächten der Finsternis gebaut worden. Dämonen, Geister und schreckliche Götter hatten hier ihr Reich.

Sie terrorisierten die Lebenden und zwangen sie, ihnen untertan zu sein.

Aber die Mächte des Guten waren stärker. Eine riesige Sintflut kam und begrub den Tempel der Toten unter sich.

Doch die Dämonen starben nicht. Sie lebten ihr unseliges Leben weiter. Bis in die jüngste Gegenwart.

Und wehe dem Unglücklichen, der sich dem Tempel der Toten näherte.

Er war rettungslos verloren…

Dimitri Vassilikos schaute sich aufmerksam um. Das Festland war nur noch als ein dunkler Streifen am Horizont zu erkennen.

Doch hatte der Schwammtaucher sein Ziel noch nicht erreicht. Ein gutes Stück lag noch vor ihm.

Der Motor am Heck seines kleinen Bootes brummte wie eine wütende Hornisse. Dimitri hatte sich das Geld für die Maschine vom Munde abgespart. Doch es war nicht umsonst gewesen. Denn seit er motorisiert war, hatte er dem Großteil seiner Taucherkollegen einiges voraus.

Mit Hilfe des Motors war er immer einer der ersten an den ergiebigsten Tauchgründen.

Und heute hatte er ein ganz besonderes Ziel.

Kythnos, diese märchenhafte Insel der Kykladen. Wie ein Juwel lag sie in der blaugrau schillernden Ägäis.

Bis dorthin war noch kein Taucher vorgedrungen, und Dimitri versprach sich von seinem Ausflug eine ganze Menge.

Schon früh hatte er den Hafen von Sunion verlassen, um möglichst zeitig und unbeobachtet von den anderen den Fang seines Lebens zu machen.

Gleißendes Sonnenlicht lag auf der Bugwelle des Bootes. Der Kahn zog eine funkelnde Diamantenkette hinter sich her. Vassilikos hatte jedoch für die Schönheit dieser Erscheinung keine Augen. Er dachte nur an seinen Fang.

Mit zusammengekniffenen Augen starrte er voraus. Seine nervige Hand umspannte den Steuerhebel, mit dem er den Motor in seiner Halterung am Heck des Bootes bewegen und die Richtung des Bootes beeinflussen konnte. Zu einer Seilzug-Steuerung hatte sein Geld nicht mehr gereicht.

Sein Gesicht war vom Wetter gegerbt, und sein volles schwarzes Haar spielte im Wind.

Mit der anderen Hand tastete er unter die Sitzbank und holte aus seiner Leinentasche ein Stück Schafskäse hervor. Er hatte noch Zeit, um eine Kleinigkeit zu essen. Genußvoll schob er sich den Käse zwischen die Zähne.

Er entstöpselte die Lederflasche, die neben ihm auf der Sitzbank lag, und nahm einen Schluck Wein. Das tat gut. Nun war ihm schon viel wohler, und die Aufregung über den möglichen Fang legte sich etwas.

Etwa eine knappe Stunde rauschte das Boot dahin, da zuckte Dimitri plötzlich hoch.

Sollte er etwa eingeschlafen sein? Bei der jetzt schon herrschenden Hitze kein Wunder, daß man müde wurde.

Verdammt, sollte der dunkle Schatten voraus schon die Insel Kythnos sein? Sein Boot war zwar schnell, doch fliegen konnte es auch nicht.

Dimitri war verwirrt.

Im Näherkommen erkannte er, daß es sich um ein winziges Eiland handelte. Auch vermißte er die typischen Felsformationen, an denen man schon von weitem die Insel Kythnos erkennen konnte.

Unwillkürlich schüttelte der griechische Fischer den Kopf. Er hatte bisher nie gehört, daß es zwischen Sunion und Kythnos noch eine andere Insel geben sollte. Niemand hatte je davon berichtet.

Jetzt, wo er nachdachte, fiel ihm auf, daß überhaupt nichts über die Strecke bekannt war. Jeder, der sie mit seinem Boot zurückgelegt hatte, schwieg sich aus und berichtete nur allgemeines über seine Fahrt.

Dimitris Jagdeifer war erwacht.

Wenn niemand dieses Stück festes Land erwähnte, dann mußte es etwas Besonderes an sich haben. Vielleicht konnte er hier finden, was er suchte. Dann würde er sich auch den weiten Weg nach Kythnos sparen können.

Nun, ein Versuch konnte nichts schaden. Näher heran, einmal hinabtauchen, sich umschauen, und wenn er nichts fand, dann schnellstens weiter zu seinem ursprünglichen Ziel.

Dimitri setzte seinen Gedanken sofort in die Tat um. Er drosselte den Motor und steuerte langsam auf den Landflecken zu, der sich wie ein antiker Schild aus den silbrigen Fluten des Ägäischen Meeres erhob.

Sichernd blickte er sich noch einmal um. Nein, es war ihm keiner gefolgt. Also würde ihn hier auch niemand vermuten.

Er stellte den Motor ganz ab und ließ sich weitertreiben. Schließlich kam das Boot zur Ruhe.

Ja, hier war es gut. Der Strand der Insel war etwa dreißig Meter weit entfernt. Das waren die Stellen, wo man mit seiner Suche nach Schwämmen am meisten Glück hatte.

Dimitri Vassilikos wuchtete den dicken Stein vom Boden des Bootes hoch und rollte ihn über die Bordwand. Das Seil, das an dem Stein befestigt war, ließ er langsam durch seine Finger gleiten. In regelmäßigen Abständen hatte er farbige Fäden in den bräunlichen Strick genäht. Daran konnte er ablesen, wie tief der Grund war, über dem er sich befand.

Nach etwa fünfundzwanzig Metern lief das Seil nicht mehr weiter.

Dimitri nickte befriedigt. Gut so. Also konnte er recht lange unter Wasser bleiben und eine Menge einsammeln – wenn er etwas finden sollte.

Der Steinbrocken diente gleichzeitig als Anker und als Tauchhilfe.

Er war schwer genug, daß Dimitri sich am Seil hinunter in die Tiefe ziehen konnte.

Er nahm eine Tauchmaske, die Augen und Nase bedeckte, spuckte hinein und spülte sie dann aus. Ein alter Trick, der dafür sorgte, daß die Maske unter Wasser nicht beschlug.

Er schob sich den Gummiriemen über den Kopf, ließ die Maske mit dem Dichtungsring vorerst auf der Stirn sitzen und holte ein Paar Schwimmflossen hervor.

Diese zog er an, dann glitt er aus seinem zerschlissenen Hemd und schob endlich die Maske endgültig über die Augen. Er überzeugte sich von ihrem Sitz, tastete zum Oberschenkel, lockerte das große Tauchermesser in seiner Scheide und ließ sich dann rückwärts über den Bootsrand ins Wasser fallen.

Mit einem kurzen Blick orientierte er sich.

Das Wasser war glasklar, und er konnte bis hinunter auf den Meeresgrund schauen. Und was er dort sah, ließ sein Herz höher schlagen. Wie von einem unsichtbaren Tanzmeister angeführt bewegten sich unter ihm ganze Schwammbüsche in einer leichten Strömung.

Ein stummes Ballett, welches Dimitri guten Verdienst versprach.

Solche großen Schwämme hatte er noch nie gesehen. Hatte sich sein Abstecher also doch gelohnt.

Er tauchte wieder hoch, löste das große Schwammnetz vom Bootsrand, holte tief Luft und schoß hinunter in die Tiefe. Hand über Hand riß er sich am Seil nach unten. Von Zeit zu Zeit mußte er schlucken, um den Druckausgleich auf seinen Ohren herbeizuführen.

Dann hatte er den Grund erreicht.

Das Sammelnetz war mit Bleigewichten beschwert, so daß Dimitri sich bequem auf dem Meeresboden bewegen konnte. Eifrig griff er nach den Schwämmen, riß sie los und stopfte sie in das Netz.

Nach knapp zwei Minuten tauchte er wieder auf und wiederholte sein Hinabtauchen, nachdem er das Netz in sein Boot ausgeleert hatte.

Die Zeit verging wie im Fluge.

Gegen Mittag machte er eine kurze Pause und aß eine Kleinigkeit.

Nach einer kurzen Rast ging es dann weiter.

Auf seine Umgebung achtete er nicht. Daher konnte er auch den Schatten nicht sehen, der sich nur undeutlich von der schwarzen Fläche abhob, die den untermeerischen Sockel der Insel bedeuten mußte.

Dimitri spürte auch nicht die Schwingungen im Wasser, die der Schatten verursachte.

Die drohende Gefahr wurde ihm erst bewußt, als der Schatten nur wenige Meter über ihm schwebte. Er wollte soeben wieder auftauchen, da gefror ihm das Blut in den Adern.

Denn was er im Hinaufblicken gewahrte, schien eine Ausgeburt der Hölle zu sein.

Glühende Augen starrten ihn aus einem grinsenden Totenschädel an. Der Schädel hatte die Zähne gefletscht.

Doch nur das Gesicht war frei. Der übrige Teil des Schädels wurde

von einem Helm bedeckt, wie man ihn aus den Zeiten des klassischen Griechenland von alten Darstellungen in den Tempeln her kennt.

Dimitri zuckte zurück.

Drohend schwebte das Skelett über ihm. Stoffetzen bedeckten die Knochen, die von einer fast durchscheinenden Haut zusammengehalten wurden. In Höhe des Brustbeins gewahrte Dimitri einen zuckenden Klumpen. Das mußte das Herz des Monsters sein.

Langsam wurde ihm die Luft knapp. Vor seinen Augen tanzten bereits rote Kreise. Er ließ das Sammelnetz los und wollte sich vom Boden abstoßen.

Da machte die unheimliche Gestalt plötzlich eine Bewegung. Der rechte Arm des Monsters fuhr herum. Die Knochenhand griff an die linke Hüfte und kam sofort wieder zurück.

Etwas blitzte auf. Zu seinem eisigen Entsetzen erkannte Dimitri sofort, was es war.

Ein Schwert, wie es früher griechische Krieger oder römische Legionäre getragen haben mochten. Entschlossen kam das Monster nun auf den Taucher zu.

Der stand kurz vor der Bewußtlosigkeit. Er hatte nur einen Gedanken: Nach oben! Auftauchen! Luft!

Instinktiv machte er eine Finte und stieß sich in die andere Richtung ab. Die Bestie folgte schwerfällig, aber Dimitri hatte Glück.

Ungehindert schoß er nach oben zur Wasseroberfläche.

Wie ein Korken tauchte er auf und pumpte keuchend seine Lungen voll Luft. Gehetzt griff seine Hand nach dem Bootsrand.

Da fühlte er sich um den Knöchel gepackt. Unwiderstehlich wurde er nach unten in die Tiefe gezogen. Ein wilder Schrei klang auf, der gurgelnd erstickt wurde, als der Kopf des Tauchers unter der Wasseroberfläche verschwand.

In letzter Verzweiflung tastete seine Hand nach dem Messer an seinem Oberschenkel. Er wußte nicht, welches Grauen ihn erwartete, begriff nicht, wer sein Gegner war, doch ein Feigling war er nicht, der sich wehrlos in sein Schicksal ergab. Er wollte seine Haut so teuer wie möglich verkaufen.

Undeutlich sah er den Arm des Monsters, der sein Bein umschlang.

Wild hieb er mit seinem Messer darauf ein.

Doch die unheimliche Bestie zeigte keine Reaktion. Sie schien keine Schmerzen zu kennen. Unbeirrbar zerrte sie ihr Opfer mit sich.

Plötzlich fühlte sich Dimitri auch am anderen Bein gepackt. Das Blut in seinen Adern erstarrte zu Eis. Ein zweites Monster war aufgetaucht, das dem ersten aufs Haar glich.

Als würden sie einem unsichtbaren Herrn gehorchen, so gingen die beiden zu Werke.

Allmählich ging auch der Luftvorrat des Tauchers zu Ende.

Doch er konnte noch erkennen, daß er auf die Insel zugesteuert wurde.

Und bevor er endgültig bewußtlos wurde, erblickte sein brechender Blick schlanke Säulen wie von einem Tempel, zwischen denen noch weitere Wesen auftauchten. Auch sie in antiken Rüstungen und mit Schwertern bewaffnet.

Da wurde der Taucher in den Knochenfäusten seiner Entführer schlaff und wehrte sich nicht mehr.

***

Im Hafen von Sunion, diesem kleinen Ort an der Südspitze Attikas, herrschte an diesem Abend ein munteres Treiben. Die Luft war lau und angenehm, und wem auch das noch zu heiß war, dem brachte eine sanfte Brise von der See her die erwünschte Kühlung.

Dicht an dicht lagen die Boote – Fischerkähne und luxuriöse Motorjachten der Touristen, die ihre Liebe zu dem griechischen Fischerdorf entdeckt hatten – an der Kaimauer vertäut.

Dieser Hafen war eigentlich mehr eine natürliche Bucht, die durch eine schmale Landzunge gegen die offene See abgeschirmt wurde.

Am Ende der Landzunge stand ein Leuchtfeuer, dessen Konvektorspiegel in regelmäßigen Abständen seine Lichtblitze in die Weite der Ägäis schickte.

Auf einer der Motorjachten, die zwischen Fischerbooten eingekeilt sanft hin und her schaukelte, saßen am Heck des Bootes zum Meer hin um einen Tisch drei Leute, zwei Männer und eine Frau, die sich angeregt unterhielten. Sie hatten diesen Platz gewählt, weil ihnen hier der Seewind Kühlung versprach. Es war nämlich drückend schwül. Man hatte sich seit längerer Zeit nicht mehr gesehen, und die Ereignisse der Vergangenheit boten eine Menge Gesprächsstoff.

»… und wenn ich es Ihnen doch sage, Bill, es war eine Erscheinung aus einer anderen Welt. Dieses Mädchen war bildhübsch, und sie trug ein altertümliches Henkerbeil mit sich herum«, sagte Nicole Duval.

Bill Fleming lachte herzlich auf.

»Der Whisky in Wales ist nicht viel schlechter als der in Schottland. Wer weiß, wieviel Sie davon genossen haben und was Sie dann anschließend so zusammenträumten.«

»Nicole, lassen Sie diesen ungläubigen Thomas«, mischte sich Professor Zamorra in den Disput. »Dort wo er herkommt, muß man alles berechnen können, sonst glaubt man es nicht. Diese amerikanische Gesellschaft ist schon so übertechnisiert, daß man sich, wenn man lange genug dort lebt, nach kurzer Zeit schon selbst wie eine Maschine vorkommt. Sie werden unseren Bill nicht ändern können.«

Nicole zuckte die Achseln und nickte dann.

»Vielleicht haben Sie recht, Chef. Wer nicht will, der hat schon. Ich hoffe nur, daß ihm nicht eines Tages ein Vampir gegenübersteht und er ihm ganz profan die Hand schütteln will. Das würde ihm dann mit Sicherheit schlecht bekommen – unserem Bill natürlich.«

Sie lachte, und Bill Fleming stimmte in das Gelächter mit ein.

»Was haltet ihr von einer Flasche Champagner, als Friedensangebot sozusagen. Ich werd mal sehen, wo ich einen noch nicht leergeräumten Kühlschrank und einen Eiskübel finde.«

Er erhob sich und verließ seine beiden Gesprächspartner. Zamorra schaute ihm mit einem leisen Lächeln nach.

»Unser Bill, ich kann es ihm nicht verdenken. Immerhin hat er noch keinem Dämon gegenübergestanden. Und ich wünsche ihm nicht, daß es ihm doch noch einmal geschieht. Aber es ist doch sehr nett von ihm, uns in diese malerisch schöne Gegend gelockt zu haben, oder?«

Nicole nickte eifrig. »Das muß man ihm schon lassen. Er hat Geschmack. Wenn er auch nicht ganz ohne Grund hier ist. Er war ja geradezu wie elektrisiert, als er hörte, daß man hier in den Ruinen des berühmten Poseidon-Tempels alte Schriftplatten gefunden hat. Für ihn als Sprachenkenner und Hobbyforscher natürlich ein Leckerbissen, den er sich auf keinen Fall entgehen lassen will. Und während er über alte Steine und durch die Sonnenhitze stolpert, machen wir unseren lang verdienten Urlaub.«

Sie lehnte sich zufrieden aufseufzend zurück und ließ ihren Blick über den Hafen und die hellerleuchtete Strandpromenade schweifen.

Es hatte den Anschein, als wäre ganz Sunion auf den Beinen. Ein buntes Treiben herrschte in den Vergnügungslokalen und den Restaurants. Auch auf einigen anderen Motor- und Segeljachten war etwas los.

Es war Hochsaison, und die Einheimischen waren bemüht, ihren Gästen alles mögliche zu bieten. Wenn der Winter wieder hereinbrach und die Touristen sich entweder in wärmere Gefilde oder zurück an ihren Arbeitsplatz geflüchtet hatten, dann war dieser Ort verwaist, und die Fischer mußten von den Einnahmen des Sommers leben.

Dann hielten sich hier nur Archäologen auf, denen die Ausgrabungsstätte um den Poseidon-Tempel immer neue Rätsel aufgab.

Ein solches Rätsel sollte gerade gelöst werden. Man hatte alte Schriftplatten gefunden, die es nun zu entziffern galt. Bill Fleming, der sich mit besonderer Vorliebe mit alten Sprachen beschäftigte, hatte seine Beziehungen spielen lassen und nahm an den Ausgrabungen teil.

Und da er sich dort länger aufzuhalten gedachte, hatte er seinen Freund Professor Zamorra und dessen Assistentin Nicole Duval eingeladen, mit ihm einige Tage in Sunion zu verbringen. Natürlich hatte der Professor sofort zugesagt, und da war man nun.

Zamorra und seine Assistentin hatten sich direkt nach ihrer Ankunft einmal in den Tempelruinen umgeschaut, dann aber sehr schnell aufgegeben, denn erstens brannte die Sonne gnadenlos vom Himmel, und die Hitze zwischen den Säulen war kaum zu ertragen.

Zamorra hätte das zwar nichts ausgemacht, doch seine Begleiterin Nicole Duval war nach kurzer Zeit schon in den nächsten Schatten geflüchtet und nicht mehr zum Weitergehen zu bewegen gewesen.

Zweitens wimmelte es von Archäologen und anderen Altertumsforschern. Man konnte kaum einen Schritt tun, ohne ein laut gerufenes »Vorsicht!« zu hören. Die Forscher hatten eine panische Angst, daß unachtsamerweise irgendwelche Spuren oder Schätze zerstört wurden.

Man hatte den gesamten Tempelbezirk abgesperrt, was bei den Einheimischen von Sunion nicht auf Gegenliebe stieß. Da die Attraktion des Ortes nicht mehr zugänglich war, hatten einige Urlauber ihren Aufenthalt bereits vorzeitig abgebrochen.

Die Hoteliers und Pensionsinhaber sahen ihr Geschäft schwinden, und die Haltung gegenüber den Wissenschaftlern war schon feindlich zu nennen. Diese Atmosphäre der Ablehnung war fast körperlich spürbar. Es war überhaupt ein Wunder gewesen, daß man im Hafen noch einen Liegeplatz für die Jacht bekommen hatte.

Zamorra konnte diese Denkweise verstehen. Trotzdem fühlte er sich unter den Leuten nicht sonderlich wohl, denn sie hielten auch ihn für eine der Wühlmäuse und waren entsprechend unfreundlich.

Er wurde aus seinen Überlegungen gerissen. Bill Fleming kam zurück. Seine Suche mußte erfolgreich gewesen sein. Triumphierend schwenkte er in der rechten Hand eine Champagnerflasche. In der linken hielt er drei Gläser.

»Mit einem Sektkübel kann ich leider nicht dienen. Aber die Temperatur ist genau die richtige.«

Er stellte die Gläser auf den Tisch und machte sich daran, die Flasche zu öffnen. Mit einem vernehmlichen satten Knall schoß der Korken aus dem Flaschenhals, und bald schon hatte jeder der drei ein Glas in der Hand, in dem das edle Getränk schäumte.

»Auf Poseidon und seine Überreste«, brachte Bill Fleming einen wie er meinte passenden Trinkspruch aus.

Zamorra mochte zwar gar nicht, wie er sich über die Götter der Vorväter lustig machte, doch er sagte nichts. Es hätte nur wieder eine fruchtlose Diskussion gegeben.

Genießerisch ließ er das köstliche Naß durch seine Kehle rinnen.

Er verdrehte die Augen und schnalzte mit der Zunge.

»Da hast du wirklich einen guten Griff getan, Bill. Dieser Champagner ist einfach phänomenal. Sag mal, woher…«

Nicoles Zwischenruf unterbrach den Satz.

»Chef, sehen Sie doch! Da hinten! Dieses Boot!«

Zamorra und Bill Fleming zuckten herum. Von der Hafeneinfahrt her ertönte ein Brummen wie von einem Außenbordmotor. Und dann konnten sie es erkennen.

Ein kleines Boot steuerte genau auf die Kaimauer zu – und es hatte offensichtlich keinen Insassen, keinen, der es lenkte!

Erstaunlicherweise war es auch am Ufer auf der Promenade still geworden. Als hätte ein eisiger Hauch die Menschen zum Schweigen gebracht. Angespannt starrten alle auf die See hinaus.

Auf den Decks der Fischerboote am Kai tauchten die Fischer und Schwammtaucher auf. Ein wildes Stimmengewirr erhob sich. Laut riefen sie sich irgend etwas zu. Währenddessen kam das Boot immer näher, ohne seine ziemlich rasante Fahrt zu bremsen. So wie es im Augenblick aussah, würde es nicht weit von der Artemis auf einen der anderen Kähne auflaufen.

»Verdammt, ist denn keiner da, der diese Nußschale aufhalten kann?« fragte Zamorra mehr sich selbst als seine Begleiter.

Doch ihm blieb nichts anderes übrig, als untätig weiter zuzuschauen. Die Rufe der Fischer wurden immer aufgeregter. Nicole warf ihrem Chef einen fragenden Blick zu. Zamorra deutete den Blick richtig und übersetzte für seine Assistentin.

»Die Männer rufen sich zu, wem das Boot gehört. Soweit ich es verstehen kann, einem Schwammtaucher namens Dimitri. Sie sagen, er hätte am frühen Morgen den Hafen verlassen, um auf Schwammsuche zu gehen. Man habe sich bereits Sorgen gemacht, wo er bleibt. Ja, und dann ist da noch die Rede von einer Insel des Grauens. Die Männer sind fest überzeugt, daß dieser Dimitri sich dorthin gewagt haben muß. Und das wäre jetzt die Rache der Meeresgeister. Da ist die Rede von Poseidon und seiner Dämonenbrut.«

Bill Fleming mischte sich ein.

»Das ist immer dasselbe. Aberglaube läßt sich aus den Menschen nicht austreiben. Ich habe auch schon von diesem Schauermärchen gehört. Alles barer Unsinn. Also lassen Sie sich nicht verrückt machen, Nicole. Da will Ihnen nur wieder einmal jemand Flausen in den Kopf setzen. Und du Zamorra, hör bitte auf, unschuldigen Mädchen Angst zu machen.«

»Reden Sie ruhig weiter, Chef. Angst machen Sie mir bestimmt keine, im Gegenteil, ich finde das alles sehr interessant.«

Bill Fleming grinste belustigt, zuckte die Schultern und beobachtete weiterhin das Boot.

Es war schon bedenklich nahe heran. Wenn es jetzt nicht gestoppt wurde, dann mußte es mit ziemlichen Tempo in die anderen Boote hineinrasen.

Die Fischer auf den Booten nebenan starrten voller Grauen auf das herrenlose Motorboot, das unbeirrbar seine Fahrt fortsetzte. Es war ein gespenstischer Anblick. Wild tanzten Lichtreflexe auf der Bugwelle, die der Kahn vor sich herschob.

Was Zamorra in den Augen der Einheimischen sah, ließ ihn unwillkürlich zusammenzucken. Es war das nackte Grauen.

Auch auf der Uferpromenade hatte man bemerkt, was sich im Hafen abspielte.

Dicht zusammengedrängt standen die Menschen da und schauten auf die schwarze Wasserfläche, die das Brummen des Motors reflektierte. Das Geräusch klang überlaut wie eine Warnung aus einer anderen Welt.

Wie gelähmt standen auch die drei Menschen auf der *Artemis*. Sie wollten das Unheil abwenden, und konnten doch keinen Finger rühren.

Und dann geschah es.

Mit voller Fahrt lief der Kahn zwischen zwei an der Kaimauer vertäuten Booten durch, trieb sie wie ein Keil auseinander und prallte mit einem häßlichen Knirschen auf die Betonmauer.

Die Fischer auf den gerammten Booten sprangen unter schrillem Angstgeschrei ins Wasser und bemühten sich wie wild, von der Unfallstelle wegzukommen.

Eine grellrote Stichflamme schoß in den Himmel. Wahrscheinlich war der Tank des Bootes gerissen.

Auf der Promenade wurde wütendes Gemurmel laut. Fäuste wurden geschüttelt. Schimpfworte flogen hin und her.

Entgeistert schaute Bill Fleming seinen Freund Zamorra an.

»Was schreien die da? Verbrecher? Tempelschänder?« fragte er entsetzt.

Es war unverkennbar, daß die Leute am Ufer die Motoryacht meinten, auf der sich der Professor, Bill Fleming und Nicole befanden.

Auch Zamorra konnte jetzt verstehen, was da gebrüllt wurde. Er wurde blaß.

»Die meinen uns«, brachte er voller Schrecken hervor. »Sie beschimpfen uns und machen uns für den Tod des Tauchers verantwortlich, dem dieses Boot gehört hat. Sie sagen, wir hätten den Tempel geschändet und den Gott des Meeres Poseidon, durch unser frevelhaftes Tun erzürnt.«

Ängstlich drängte Nicole sich an ihren Chef, der schützend den Arm um sie legte.

»Chef die lynchen uns. Sehen Sie doch!«

Der erste Stein polterte auf das Deck der *Artemis*.

Zamorra raffte sich auf.

»Los, Bill, mach den Kahn flott! Wir müssen weg von hier! Sonst ist

das unser Ende.«

Polizei war aufgezogen. Nur mit Mühe konnten sie die Menschen auf der Promenade zurückhalten. Ein Polizist rannte zum Boot herunter und schrie irgend etwas.

»Er sagt, wir sollen ablegen«, rief Zamorra.

Und mit fieberhafter Eile kappte er die Taue, während Bill Fleming den Motor mit der Zwillingsschraube anwarf. Zamorra griff nach dem Steuerrad, wendete die Jacht und jagte dann mit voller Kraft in die Schwärze der Bucht hinaus.

***

Ein dumpfer, brennender Schmerz in seinem Kopf und in seiner Lunge bewies Dimitri Vassilikos, daß er noch lebte. Er hatte die Augen fest geschlossen und mußte erst begreifen, was er empfand und was ihm grauenhafte Angst einflößte.

War ihm in seinem letzten wachen Augenblick mit lähmender Gewißheit der personifizierte Tod entgegengetreten, so mußte er spüren, daß auf rätselhafte Weise sein Leben noch nicht beendet sein konnte. Denn sein Körper war ihm ebenso bewußt wie die kalte und rauhe Unterlage, auf der er ruhte.

Die Kälte der Liegefläche übertrug sich auf seinen ganzen Leib und ließ ihn frösteln. Eine Gänsehaut spannte sich über seine Kopfhaut, und die Haare standen ihm zu Berge.

Oder sollte das doch der Tod sein? Empfand man so, wenn man seine Reise ins Jenseits vollendet hatte?

Den milchigen Schimmer, der um ihn herrsche, spürte er durch die geschlossenen Lider mehr als daß er ihn bewußt sah. Nur zögernd wagte er, die Augen zu öffnen.

Was er erblickte – es waren Säulen eines griechischen Tempels – erschien ihm so unglaublich und doch gleichzeitig so vertraut. Irgendwie wußte er, daß er diese Umgebung schon einmal gesehen hatte. Jedoch unter ganz anderen Umständen und Bedingungen.

Krampfhaft versuchte er sich daran zu erinnern. Aber es gelang ihm nicht. Seine Erinnerung setzte aus, als vor seinem geistigen Auge die Bilder seiner letzten Eindrücke wieder aufstiegen.

Diese gräßlichen Gestalten, die grinsenden Totenschädel. Woher kamen diese Wesen? Wessen Wille steuerte sie? Was wollten sie von ihm?

Ihm brach der kalte Schweiß aus, als er daran dachte, daß sie vielleicht in seiner Nähe lauerten und nur auf ein Lebenszeichen von ihm warteten. Jeden Augenblick erwartete Dimitri, daß sie erschienen.

Angsterfüllt schaute er sich um. Sein Blick tastete sich über die Säulenreihen, die ihn umgaben. Unauslöschbar hatte sich ihm dieser letzte Eindruck vor seiner Bewußtlosigkeit eingeprägt. Ihm war, als

befände er sich in einem Tempel.

Tempel?

Atemlos lauschte er dem Klang dieses Wortes, das schattengleich in seinen Gedanken erschienen war. Tempel – Tempel – Tempel.

Und da durchzuckte ihn die Erkenntnis, ein Wissen, ein Bild mit fotografischer Genauigkeit.

Der Poseidon-Tempel von Sunion! Genauso mußte er ausgesehen haben! Nur standen von diesem kolossalen Gebäude jetzt allenfalls noch ein paar Ruinen. Doch die Säulen waren die gleichen. Und auch der Tempelraum.

Er wußte es genau. Er kannte den Tempel, das Wahrzeichen von Sunion. Er hatte es schon oft gesehen, so oft, daß er sich dort fast zu Hause fühlte. Früher hatte er einmal dort als Fremdenführer gearbeitet. Er wußte viel über diese steinernen Zeugen der klassischen Vergangenheit seines Landes. Und er kannte auch die Geschichten und Legenden, die sich um die alten Mauern woben.

Sollte an diesen Erzählungen doch etwas Wahres dran sein?

Der Strom seiner Gedanken wurde durch eine Bewegung gestoppt.

Zu seiner Rechten, zwischen zwei Säulen, war etwas aufgeblitzt.

Es dauerte einige Zeit, bis Dimitri Vassilikos erkannte, was es war.

Ein Fisch!

Wie konnte hier ein Fisch existieren. Dann traf es den Schwammtaucher wie ein Keulenschlag.

Der Tempel, in dem er hier lag, befand sich auf dem Meeresgrund, tief unter der Oberfläche des Ägäischen Meeres. Nun konnte er auch verstehen, warum es um ihn her so kalt war. Und jetzt verstand er auch die tödliche Stille zu deuten, die in dem weiten Tempelraum herrschte.

Er kam sich vor wie auf einem fernen Planeten, den noch nie eines Menschen Fuß betreten hatte. Den Astronauten auf dem Mond kann es nicht anders gegangen sein.

Daß er hier in der Halle im Trockenen lag und das Wasser jenseits der Säulen eine richtige Wand bildete, nahm er als selbstverständlich, als gegeben, als grausames Spiel seines Schicksals, das er nun besiegelt glaubte. Von hier gab es kein Entrinnen mehr. Vielleicht wollten sich diese Monster der Tiefe an seinem Todeskampf weiden.

Doch diese Freude wollte er ihnen nicht gönnen.

Suchend ließ er seinen Blick schweifen. Er hielt Ausschau nach einer Waffe, mit der er seinem Leben ein vorzeitiges Ende setzen könnte. Er fand nichts, außer, daß er nun seine Umgebung betrachtete und er noch unsicherer und verwirrter wurde.

Nichts deutete darauf hin, daß der Tempel benutzt wurde. Alles wirkte unberührt. In makelloser Glätte reckten die schlanken Säulen sich in die Höhe und trugen das Dach dieses Unterwassertempels.

Fresken zogen sich über die innere Seite der Dachkante – Darstellungen kriegerischer Szenen.

Der Unglückliche lag auf einem steinernen Tisch, zu dem einige Stufen hinaufführten. Hinter dem Stein erhob sich eine Wand, die bis zum Dach reichte. Auf der Wand erkannte Dimitri eine Abbildung des Gottes der Meere.

Das stilisierte Gesicht des Gottes trug einen erhabenen Ausdruck von Ruhe, Güte und gleichzeitig auch gnadenloser Strenge. In der Rechten hielt der Gott seinen Dreizack, der sich als Relief von der aus Steinblöcken gefügten Wand abhob.

Unter dem Bild Poseidons ragte ein Vorsprung aus der Wand.

Darauf bemerkte Dimitri einen goldenen Schimmer.

Er schaute genauer hin und hielt unwillkürlich die Luft an.

Es war der gleiche Dreizack wie auf dem Relief, nur war dieses Symbol der Macht des Meeresgottes aus purem Gold.

Der sagenhafte Dreizack von Sunion! In alten Schriften war davon die Rede. Auf Darstellungen im Tempel von Sunion tauchte er immer wieder auf.

Generationen von Archäologen hatten bereits danach gesucht, ihn jedoch nie gefunden.

Dimitri wußte instinktiv, daß dies hier der gesuchte Schatz war.

Dimitri wollte sich erheben, wollte zu diesem Dreizack hingehen, ihn nur einmal berühren, da wurde sein Blick von einer Bewegung in der graugrünen Finsternis jenseits der Säulen gefangen.

Ihm stockte das Blut in den Adern.

Durch das Wasser grotesk verzerrt, grinste ihn ein Totenschädel an. Auf diesem Totenschädel saß ein geflügelter Helm, der den Anblick des Schädels noch verfremdete, ihn noch schrecklicher, gefährlicher erscheinen ließ.

Dimitri hatte sich aufgesetzt. Er zitterte an allen Gliedern.

Der Schädel kam immer näher. Nun konnte der Taucher auch den Körper ausmachen. Als gäbe es überhaupt keinen Widerstand, bewegte er sich schnell durch das Wasser auf den Tempel zu.

Schon hatte er den Rand der Wasserwand erreicht.

Die Gestalt des Grauens trug einen antiken Brustpanzer, wie ihn vielleicht die Krieger zu Zeiten Alexanders des Großen getragen haben mochten. An der linken Hüfte baumelte ein langes Schwert und klirrte bei jeder Bewegung des Knochenmannes.

Die fleischlosen Schienbeine wurden durch Beinpanzer geschützt.

Jeder Schritt, den der Unheimliche tat, hallte weithin durch den Tempelraum. Der Takt der Schritte war für Dimitri der Rhythmus zu einem Totengesang. Einem Lied des Untergangs, das ihm gewidmet war.

Wie fern war für ihn doch seine Welt gerückt. Längst schien er sein

Dasein auf der normalen, naturstrotzenden Erde vergessen zu haben. Seine Verwandten und Freunde waren für ihn nur noch gesichtslose Schemen, die keinen realen Wert besaßen.

Dies hier, dieser Schrecken, dieses Grauen, das war jetzt seine Wirklichkeit, der er sich nicht entziehen konnte. Dimitri Vassilikos schauderte, als er in den Augen des Totenschädels ein satanisches Glühen entdeckte. Der Mund des Schädels schien sich zu einem hämischen Grinsen zu verzerren.

Der Federbusch auf dem geflügelten Helm zitterte leicht, als die Gestalt am Fuß der Treppe den Schritt verhielt.

Eiskalter Schweiß rann über das von Wind und Wetter gegerbte Gesicht des Griechen, Starr hielt er seinen Blick auf den Skelettkrieger ausgerichtet. Vergessen war der Wunsch, seinem Leben ein Ende zu bereiten. Vergessen auch auf einmal die Verzweiflung über die anscheinend ausweglose Situation. Eiskalter Haß erfüllte den Taucher, ließ seinen Herzschlag beschleunigen und Tatkraft den Körper erfüllen.

Die Starrheit wich von ihm, und er konnte sich wieder bewegen.

Er schwang sich an der dem Schreckenskämpfer abgewandten Seite des Steinklotzes herunter und landete wie eine Katze geschmeidig auf den Treppenstufen.

Blitzschnell tastete er mit den Augen seine Umgebung ab, ob er nicht etwas finden konnte, eine Waffe vielleicht, mit deren Hilfe er sich zur Wehr setzen konnte.

Ein metallischer Schimmer ließ ihn stutzen. Sein Blick saugte sich förmlich an dem Schwert fest, das wie hingezaubert plötzlich auf den Stufen vor ihm lag.

Mit einem wilden Satz erreichte er es und hob es hoch.

Es war eine schwere Klinge. Der Griff war mit Leder umwickelt, und ein geübter Schwertkämpfer hätte sicher den überragenden Wert dieser mörderischen Waffe sofort erkannt.

Dimitri hatte jedoch noch nie mit einem Schwert gekämpft. Er sah darin nur eine Waffe, mit der er, so seine Hoffnung, sein Leben schützen würde.

Der unheimliche Kämpfer schien die Entwicklung der Dinge vorausgeahnt zu haben, und er mußte sie dulden, ja vielleicht sogar begrüßen. Denn jetzt grinste er wirklich. Dimitri sah es und ihm sank der Mut.

Da spürte er in sich einen Drang, der ihn hoch- und mitriß. Ein wilder Kampfeswillen erwachte in ihm und stachelte ihn an.

Mit einem wilden, verzweifelten Schrei sprang er hinauf auf den Steinklotz, der zwischen ihm und dem Unheimlichen stand.

Dabei schwang er das Schwert über dem Kopf.

Der unheimliche Gegner reagierte sofort. Nichts war mehr von der

Schwerfälligkeit zu bemerken, wie sie sehr oft den lebenden Toten zueigen ist.

Elegant parierte er den Schlag, den Dimitri auf seinen Schädel gezielt hatte. Ein lautes metallisches Klirren tanzte durch den Tempel, als Klinge auf Klinge traf.

Dimitri hatte das Gefühl, als hätte er sein Schwert gegen einen Felsen geschmettert. Ein schmerzhafter Riß fetzte durch seinen rechten Arm. Nur mühsam verbiß er einen Schrei.

Die Haare hingen ihm wirr ins Gesicht. Und obwohl er nur eine Badehose trug, fröstelte er in dieser Grabeskühle nicht.

Immer wieder hieb er auf den Unheimlichen ein. Und immer wieder, als hätte er die Schläge schon im Ansatz geahnt, parierte der Knochenmann. Schaum trat dem Taucher vor den Mund. Tränen der Wut rannen über seine Wangen.

Es schien dem Skelett Spaß zu bereiten, mit seinem Gegner zu spielen. So sehr Dimitri sich auch bemühte, täuschte, fintete, immer wieder traf er die Deckung des Schrecklichen.

Neben dem lauten Klingen, wenn die Schwerter aufeinander prallten, war nur das Keuchen des Tauchers zu hören. Die Kraft seines Armes erlahmte. Langsamer und langsamer kamen seine Schläge.

Hilflos in die Runde blickend gewahrte er etwas, was ihn fast an den Rand des Wahnsinns trieb.

Unhörbar für ihn waren noch andere Knochenkrieger in den Tempel gekommen. Sie alle sahen genauso aus wie sein Widersacher.

Nur trug der einen Brustpanzer, der mit Goldornamenten verziert war. In seinem Unterbewußtsein dachte Dimitri, daß er der Anführer dieser Truppe des Grauens sein mußte.

Die Gestalten hatten sich im Halbkreis um den Steinklotz aufgestellt und verfolgen, wie es schien, den Kampf mit höchster Aufmerksamkeit.

Sie machten jedenfalls keine Anstalten, in das Duell mit einzugreifen, obwohl auch sie Schwerter an den Hüften trugen.

Ihre Rüstungen waren verschlissen, glänzten nicht mehr. Und was sie an Stoff noch über den nackten Knochen trugen, war zerfetzt und voller Löcher. So mußten Äneas und seine Genossen ausgesehen haben, als sie in Nacht und Nebel vor der Rache der Griechen flüchteten, zuckte es dem Taucher durch den Kopf.

Dieser Gedanke war sein Verhängnis. Für Sekundenbruchteile war er abgelenkt gewesen, und gedankenschnell hatte der Knochenmann reagiert.

Eine blitzartige Bewegung, und weit wirbelte das Schwert des Tauchers durch die Luft. Einige Meter vom Fuß der Stufen entfernt landete es klirrend auf dem Boden.

Mit weit aufgerissenen Augen starrte Dimitri seiner Waffe hinterher.

Nun war er vollends verloren. Es gab keine Hoffnung mehr für ihn.

Sein Entschluß war keine Frage mehr für ihn.

Mit einem Mut der Verzweiflung wollte er sich vorwärts stürzen, hinein in die hochgereckte Waffe des Knöchernen.

Da ließ ihn ein Befehl in seinem Innern erstarren. Mitten in der Bewegung verharrte er und konnte sich auf einmal nicht mehr rühren.

Die Stimme in seinem Innern, die er noch nicht einmal im Geiste hören konnte, stoppte ihn. Es waren Gedankenwünsche, die in ihm aufstiegen als wären sie seinem Geist entsprungen. Und doch wußte Dimitri instinktiv, daß diese Wünsche nicht seinem Ich, seiner Persönlichkeit entsprachen. Eine fremde Macht mußte diese Gedanken in ihm erzeugen und ihn zur Ausführung derselben treiben.

Schwerfällig setzte er sich in Bewegung, stieg von dem Steinklotz herab, von dem aus er gegen die unheimliche Gestalt gekämpft hatte. Schritt für Schritt ging er die Treppenstufen hinunter, bis er in gleicher Höhe mit seinem Gegner stand.

Dieser starrte ihn aus leeren Augenhöhlen, in denen ein verzehrendes Feuer glomm, unverwandt an, so als wolle er ihn beschwören.

Dimitri konnte seinen Blick nicht von diesem grinsenden Gesicht des Schreckens abwenden.

Unter dem Zwang der fremden Macht drehte er sich um, bis er auf die Wand mit der Abbildung des Gottes Poseidon starrte.

Langsam sank der Taucher in die Knie.

Hinter sich hörte er ein Rascheln, ein leises Klirren.

Sein Geist wollte sich aufbäumen, wollte ihn hochjagen, ihn schreien lassen. Nichts regte sich. Sein Körper gehorchte ihm nicht mehr.

Ergeben erwartete Dimitri den tödlichen Schlag, der dieses Grauen beendet, aber das Rätsel dieses Tempels nicht gelöst hätte. So würde er dann sterben, ohne zu wissen warum und wofür.

Jeden Augenblick vermeinte er den Luftzug zu spüren, mit dem die Schwertklinge seines Bezwingers durch die Luft pfeifen mußte, um ihm das Haupt vom Rumpf zu trennen.

Da, da war es!

Doch ganz anders, als er erwartet hatte.

Der kalte Stahl berührte nur seinen Nacken. Ein Feuer erfüllte plötzlich seinen Körper, wollte ihn fast verzehren und ausbrennen.

Alles um ihn her versank in ein graues Nichts.

Nur dieses Abbild des Meeresgottes stand vor seinen Augen. Er konnte den Blick nicht davon lösen.

Die Augen des Reliefs wollten ihn schier durchbohren.

Und in Dimitris Schädel erhob sich eine Stimme, die jeden Winkel seiner Persönlichkeit auszufüllen schien.

»Sieh ihn dir gut an! Er wird im Jenseits auf dich warten! Denn du sollst ihm geopfert werden! Jahrhunderte haben wir gewartet. Nie ist

es uns gelungen, das Höchste auf Erden, den Menschen, in unsere Gewalt zu bringen. Doch endlich war uns in dir das Schicksal gnädig. Wenn du geopfert wirst, werden wir die ewige Ruhe finden, nach der wir uns schon so lange sehnen! Darum hab Dank, o Poseidon, der du uns dieses herrliche Opfer geschickt hast! Wir danken dir und deiner Gnade!«

Bevor Dimitri Vassilikos in eine unendliche Schwärze versank, blickte er noch einmal hinauf zu dem Bild.

Ihm war, als würde das vorher noch gütige, ja, fast freundlich zu nennende Gesicht Poseidons von einem Ausdruck des Unwillens und des Zornes überschattet…

***

Für einige Minuten hatte sich eine Wolke vor den Mond geschoben.

Bill Fleming stand am Steuerrad und starrte angestrengt hinaus in die undurchdringliche Finsternis. Weit hinten konnte man so gerade noch den Lichtschimmer ausmachen, der die Stadt Sunion umschwebte.

Zamorra stand neben Bill Fleming und betrachtete im Schein einer Taschenlampe eine Seekarte der umliegenden Gegend. Dabei machte er sich auf einem Zettel einige Notizen.

»Paß mal auf, Bill. Ich muß sofort zurück nach Sunion. Du kannst mich ja vor der Hafenausfahrt aussteigen lassen, dann schwimme ich das Stück bis zur Kaimauer.«

Bill Fleming tippte sich mit dem Finger an die Stirn.

»Du bist wohl nicht ganz bei Trost. Erstens hast du ja mitbekommen, mit welchem Abschiedsschmerz die Einheimischen uns haben fahren lassen. Zweitens ist es jetzt wohl kaum die richtige Zeit, ein Bad zu nehmen. Außerdem, was willst du denn demjenigen sagen, der dich vielleicht aus dem Wasser steigen sieht? Willst du ihm vielleicht erklären, du hättest einen kleinen Abendspaziergang gemacht? Du kannst natürlich auch sagen, du hättest nur einmal deinen Goldfisch ausgeführt. Allerdings müßtest du dann auch eine Leine vorzeigen können«, versuchte Bill die ganze Angelegenheit ins Lächerliche zu ziehen. »Überdies weiß ich überhaupt nicht, was hier nun eigentlich los ist. Könntest du so gnädig sein, und einmal darüber etwas verraten?«

Zamorra nickte. »Ich gebe zu, diese Idee mit dem Schwimmen war etwas verrückt. Doch die Angelegenheit ist von größter Wichtigkeit. Du mußt nämlich wissen, daß ich nicht ganz unvorbereitet mitgekommen bin. Ich habe mich ziemlich genau über diesen Poseidon-Tempel informiert. Du wirst mich vielleicht gleich auslachen, aber in dieser Gegend muß es etwas geben, was den Leuten, die hier leben, Angst macht und was sie als Bedrohung verstehen. Es ist da die Rede von einer Insel, die es eigentlich gar

nicht geben darf, und von einem goldenen Dreizack, der aus dem Tempel von Sunion verschwunden sein soll. Diese Schrifttafeln, die man hier gefunden hat, können darüber vielleicht Aufschluß geben.«

Bill Fleming runzelte die Stirn. »Tatsächlich, davon habe ich auch schon gehört. Und das mit den Schrifttafeln stimmt wirklich. Doch nicht nur da, sondern auch auf alten Opfergefäßen, die man ebenfalls hier gefunden hat, taucht immer wieder ein Dreizack auf. Und zwar muß es ihn im Zusammenhang mit dem Tempel wirklich gegeben haben. Zumindest im Altertum, also in der Zeit, in der der Tempel erbaut wurde und man ihn als Kultstätte für den Gott des Meeres benutzte. Trotzdem ist das, was sich die Einheimischen hier erzählen, barer Unsinn und völlig unbegründeter Aberglaube. Aber ich weiß schon, was du sagen…«

»Genau«, unterbrach Zamorra seinen Freund, »ich halte das nicht für Aberglauben. Du hast ja selbst hören können, wie die Leute sich hier aufgeregt haben. Und du hast ebenso wie ich gehört, was sie sich bei dem Boot, das da plötzlich im Hafen auftauchte, zugerufen haben. Überdies sind wir ja nicht gerade freundlich empfangen worden, als man merkte, was wir hier wollten. So sehr die Leute, den Archäologen dankbar sein müssen, daß die hier für eine Sensation sorgen, so ungern müssen sie auch miterleben, daß der Gott, der ihrer Meinung nach wirklich existiert, in seiner heiligen Ruhe gestört wird. Und jeder, der ihn stört, ist ihnen verhaßt.«

Bill dachte nach.

»Du hast recht, Zamorra, doch ich sehe da zu dieser geheimnisvollen Insel keinen Zusammenhang.«

Zamorra lächelte fast mitleidig.

»Ich kenne deine Einstellung, Bill. Doch versuch' jetzt einmal unvoreingenommen zuzuhören. Irgendwo hier draußen in der Ägäis muß es eine Insel geben, die auf keiner Karte eingezeichnet ist. Die Leute nennen sie die Insel des Grauens oder auch Insel des Todes. Sie glauben, daß Poseidon sie aus dem Meer gehoben hat, um dort eine Ruhestätte für sich zu finden, nachdem man ihn aus dem Tempel von Sunion getrieben hat, indem man die Ruinen ausgrub, sie ausmaß und damit den Tempel nach Meinung der Leute schändete. So ist auch das Grauen zu verstehen, das die Leute überkam, als dieses Boot ohne Lenker im Hafen von Sunion auftauchte. Die Fischer waren ja wie toll. Einer der ihren verschwand und kehrte nicht mehr zurück. Doch glaube ich weniger, daß der Gott des Meeres hinter dieser Sache steckt. Denn wie man ja aus der Mythologie des klassischen Griechenland weiß, war er den Menschen grundsätzlich gewogen. Warum sollte er also einen armen Unschuldigen auserwählen, um an ihm Rache zu üben. Eher könnte man da schon erwarten, daß er uns, die wir in den Mauern seiner alten Heimstatt, eben dem Tempel,

herumlaufen und in den Trümmern herumstochern, aufs Korn nimmt.« Bill lachte laut auf.

»Du bist verrückt, Zamorra. Ich kenne dich zwar schon lange, weiß auch, daß du in einigen Dingen ganz besonders ungewöhnliche Ansichten hast. Doch das hier ist zuviel. Ich bin zwar kein ausgebildeter Archäologe, doch weiß ich mit Sicherheit eines – noch nie hat man etwas von Göttern gehört, die wirklich existierten. Ich glaube, daß dieser Taucher, dessen Boot im Hafen auf die Kaimauer gelaufen ist, irgendwo da draußen über Bord gegangen ist. Vielleicht schwimmt er sogar noch da draußen rum. So verhält es sich meiner Meinung nach, und nicht anders Da kannst du mir erzählen, was du willst.«

Zamorra lenkte ein.

»Ich will mich jetzt nicht mit dir streiten, wer von uns beiden recht hat. Doch bitte ich dich, mich irgendwie nach Sunion zu bringen. Setz mich an der Kaimauer ab, oder tu sonst was. Ich will nur herauskriegen, wo diese unbekannte Insel liegen könnte.«

Bill nickte.

»Okay, okay, ich mache ja schon, was du sagst. Doch würde ich nicht empfehlen, den Hafen anzulaufen. Ich fahre ein Stück in östlicher Richtung die Küste entlang und setze dich dann da irgendwo ab. Dann kannst du dir auch einen Koffer mit dem Allernotwendigsten mitnehmen und bist weitgehend unabhängig. Nicole und ich werden wohl noch eine ganze Zeit hier draußen herumkreuzen, bis sich die Aufregung in Sunion etwas gelegt hat. Mach dich schon mal bereit, alter Geister-Jäger. Lange dauert es nicht mehr, bis wir ankommen.«

In den folgenden anderthalb Stunden bereitete Zamorra sich auf seinen Landausflug vor. Er packte einige Sachen in eine lederne Reisetasche, unter anderem auch das Amulett, das er von seinen Vorfahren geerbt hatte und das ihm Schutz vor den Mächten des Bösen und den Dämonen der Unterwelt gab.

Dann kontrollierte er seine Tauchausrüstung, die er wohlweislich mitgenommen hatte. Die Sauerstoff-Flaschen waren soweit in Ordnung und auch der Tauchanzug war ohne Mängel. Er verabredete mit Bill Fleming, daß er sich diesen Anzug holen wollte, wenn er ihn brauchte. Er würde sich in Sunion ein kleines Boot mieten und an einem verabredeten Punkt mit Bill Fleming und der *Artemis* zusammentreffen. Damit er ihn jederzeit erreichen konnte, packte er auch noch ein tragbares Funksprechgerät in seine Reisetasche.

Bald schon bedeutete Bill ihm, daß sie ihr Ziel fast erreicht hatten.

Die Nacht wich allmählich der ersten Morgendämmerung, und man konnte schon die dunkle Küstenlinie ausmachen.

Nach weiteren zehn Minuten waren sie bis auf fünfhundert Meter an die Küste herangekommen. Bill drosselte die schnelle Fahrt der

Motorjacht und suchte nach einer geeigneten Stelle, an der er Zamorra absetzen konnte.

Sie war schnell gefunden eine kleine Bucht, die durch eine schmale Landzunge geschützt war. Bill steuerte das Boot hinein und ließ es fast auf Grund laufen.

Zamorra, der nur eine Badehose trug, griff nach der Reisetasche und kletterte über die Reling. Langsam ließ er sich ins Wasser gleiten. Es reichte ihm nur bis in Gürtelhöhe.

»Erkläre Nicole, was ich vorhabe, und sage ihr, sie soll sich keine Sorgen machen. Ich schaffe es schon. Ich versuche gegen Mittag einmal, dich über Funk anzurufen. Ansonsten verrate keinem, was ich machen will.«

Er winkte noch einmal und watete dann auf den Strand zu.

Bill Fleming schaute ihm mit gemischten Gefühlen nach. Eine Ahnung sagte ihm, daß die ganze Angelegenheit doch nicht so harmlos war, wie Zamorra sie dargestellt hatte.

Dann wendete er die Jacht und steuerte sie aus der Bucht.

***

Zamorra konnte das Brummen des Bootsmotors noch lange hören.

Es war windstill, und die See war glatt wie ein Spiegel. Ringsum war keine Menschenseele zu sehen. Gut so, dann brauchte er auch nicht damit zu rechnen, daß man ihn schon erwartete.

Nach zehn Minuten stand er an der Straße nach Sunion und hielt Ausschau nach einer Mitfahrgelegenheit. Es schien so etwas wie sein Glückstag zu sein, denn schon bald machte er in der Ferne eine Staubwolke aus. Unter lautem Getöse näherte sich ein Fahrzeug, das sich beim näheren Hinsehen als LKW entpuppte. Er hatte Kästen mit Getränken geladen. Das Klirren der Flaschen trug ein übriges dazu bei, die geradezu himmlische Ruhe dieses Sommermorgens zu stören.

Aus dem Führerhaus grinste dem Professor ein von langen Haaren umrahmtes männliches Gesicht entgegen.

»Na, wohin soll’s denn gehen, großer Meister.« Weiße Zähne blitzten in dem braungebrannten Gesicht. Der junge Mann grinste breit.

»Wenn Sie nach Sunion fahren, dann dahin«, erwiderte Zamorra und hoffte im Stillen, daß der Knabe nicht neugierig war und nicht fragte, wie sein Fahrgast zu Fuß in dieser Gegend gelandet war.

Doch Zamorras Befürchtungen waren umsonst, den LKW-Fahrer schien das überhaupt nicht zu interessieren. Einladend schwang die Tür auf der Beifahrerseite auf, und Zamorra kletterte ins Führerhaus. Kaum saß er auf den zerschlissenen Polstern, schob sein neuer Chauffeur den Gang ein, und ab ging die Post.

Nach etwa zwanzig Minuten sah Zamorra die ersten Häuser von Sunion. Die Stadt lag noch in tiefem Schlaf, was ihm nur recht war.

Es brauchte schließlich nicht jeder mitzubekommen, daß er ankam.

Die Erinnerung an den vorherigen Abend war noch ziemlich frisch, und der fanatische wilde Glanz in den Augen seiner Schiffsnachbarn hatte eine deutliche Sprache gesprochen. Für sie war er ein Fremder, der die Ruhe eines Gottes störte, der in der Tradition der Menschen hier immer noch lebendig war.

Na, er würde ihnen aus dem Wege gehen. Der Hafenmeister wäre wahrscheinlich von etwas nüchterner Natur. Mit dem würde er sicher reden können.

Unter ohrenbetäubendem Lärm fuhren sie in den Ort hinein. Die Wände der Häuser warfen den Krach, den der Motor verursachte, vervielfacht zurück. Hier und da öffnete sich trotz der frühen Stunde ein Fenster und ein verschlafenes Gesicht schaute hinaus.

»Geht das nicht etwas leiser?« wollte Zamorra wissen.

»Nein, geht nicht. Ich muß hier mehrere Leute beliefern und habe nicht viel Zeit. Ich kann nicht warten, bis sie sich aus ihren Betten hochwälzen. So hören sie mich wenigstens schon von weitem und bereiten alles vor.«

Zamorra konnte sich dieser Logik nicht verschließen. Und er hatte es eilig. Aufsehen, wie es dieser Knatterkasten hervorrief, konnte er auf keinen Fall gebrauchen.

Er bedeutete seinem Fahrer, daß er aussteigen wolle. Der fragte nicht lange, zuckte die Schultern und bremste.

»Wenn Sie weiter geradeaus gehen, dann kommen Sie zum Hafen. Dort finden Sie auch ein Hotel.«

Dann knallte er die Tür zu und ließ den LKW weiterrollen.

Zamorra war überzeugt, daß der junge Grieche ihn für einen Touristen hielt und bestimmt kein Wort über ihn verlieren würde. Feriengäste benahmen sich in den Augen der Einheimischen immer etwas verrückt, daß seine sonderbare Art, in einen Ferienort zu kommen, nicht auffallen konnte.

Zu Fuß setzte er seinen Weg fort und stand sehr schnell auf der Kaimauer, deren Anblick er noch vom Abend vorher kannte. Nur lag sie jetzt wie ausgestorben. Niemand war zu sehen. Im Wasser trieben noch Teile des Bootes, das in der Nacht gegen die Kaimauer geprallt und dann in Flammen aufgegangen war. Es hatte wohl noch niemand gewagt, die Trümmer wegzuräumen. Eigentlich kein Wunder, bei dem tiefverwurzelten Aberglauben der Menschen in diesem Städtchen.

Zamorra brauchte nicht lange zu suchen. Er fand das Haus des Hafenmeisters sofort. Es war das einzige Gebäude in der Reihe der Andenkenläden und Hotels, das einen halbwegs gemütlichen Eindruck machte. Auch hier hatte die Betonpest der Großstädte Einzug gehalten. Zamorra schüttelte unwillkürlich den Kopf. Der Mensch machte sich seine Umwelt selbst kaputt. Sogar dort, wo er sich von

seinem Alltagsleben erholen will, von einer Hölle in die andere…

Das Haus war weiß gestrichen und wirkte sauber und gepflegt.

Der Türklopfer an der massiven Eichentür hatte die Form eines Ankers und war aus Messing. Die aufgehende Sonne zauberte Lichtreflexe auf die polierten Flächen.

Zamorra schaute sich sicherheitshalber noch einmal um, dann betätigte er den Klopfer.

Dumpf hallten die Schläge durch das Haus. Zamorra mußte noch drei weitere Versuche unternehmen, ehe sich endlich hinter der Tür etwas rührte. Schlurfende Schritte näherten sich. Ein Riegel wurde zurückgeschoben und die Tür einen Spalt breit geöffnet.

Zwei verschlafene Augen unter einem zerzausten Haarschopf blinzelten ihn an. Dann glitt ein Schimmer des Erkennens über das faltige Gesicht, und die braunen Augen wurden zu schmalen Schlitzen. Mit einem verschlagenen Gesichtsausdruck starrte der Mann Zamorra an.

»Na, da haben Sie gestern abend aber Glück gehabt, nicht wahr? Ja, wenn die Polizei nicht gekommen wäre, dann trieben jetzt noch mehr Trümmer im Hafen. Einige Ihrer Kollegen haben schon die Flucht ergriffen. Die sind noch heute nacht abgereist. Aber vergeblich, denn es rächt sich mit tödlicher Sicherheit, wenn man einen Gott in seiner Ruhe stört.«

Zamorra hatte sich das angehört, ohne den Mann zu unterbrechen.

Mit diesem Empfang hatte er nicht gerechnet. Zumindest den Hafenmeister dieser Stadt, die von vielen Touristen besucht wurde, hätte er für nüchterner und sachlicher gehalten. Doch andererseits konnte er ihm seine Reaktion auch nicht verdenken.

»Wir wollten den Gott nicht stören und auch nicht den Tempel schänden. Was gestern passiert ist, kann nicht unsere Schuld sein. Wahrscheinlich ist dieser Schwammtaucher auf der Rückfahrt von seinen Tauchgründen ins Wasser gestürzt. Wenn ihr klug gewesen wäret, dann hättet ihr sofort einen Suchtrupp losgeschickt. Ihr hättet bestimmt gewußt, wo ihr zuerst nachschauen mußtet. Daß dieser Dimitri nicht mehr zurückkommt, ist also eigentlich eure Schuld.«

Zamorra forderte diesen Alten bewußt heraus, denn er wollte mehr über diese rätselhafte Insel und über das Geheimnis, das sie umgab, wissen. Im Moment tappte er ja noch so ziemlich im Dunklen und jagte, wie er sich eingestehen mußte, eigentlich nur einem Hirngespinst nach.

Das Gesicht des Alten wurde zu einer wütenden Grimasse, Er ballte die Fäuste und machte Anstalten, den Professor tätlich anzugreifen. Doch er schien sich zu besinnen. Dafür schleuderte er seinem frühen Besucher einen haßerfüllten Fluch entgegen.

»Verflucht seid ihr, ihr widerliches Pack. Ihr wißt nichts von der

Macht unserer Götter. Ja, grabt nur weiter. Die Schergen des Poseidon werden euch finden. Und dann hat euer letztes Stündlein geschlagen.«

Zamorra horchte auf.

»Was ist das mit den Schergen des Poseidon?« wollte er wissen.

Der Hafenmeister spuckte aus. Er zog den wollenen Morgenmantel um seine schmalen Schultern und schüttelte den Kopf.

»Findet es doch selbst heraus, dann nehmt ihr ihnen wenigstens die Arbeit ab, euch zu suchen. Und wir haben um so eher unsere Ruhe.«

Dem Professor wurde es zu bunt.

»Was Sie von uns denken, soll mir egal sein. Ich will nur versuchen, dem armen Teufel von heute nacht zu helfen. Darum brauche ich Ihre Hilfe und eine Auskunft. Wo hat dieser Schwammtaucher sich aufgehalten, oder besser gesagt, wie weit kann er von Sunion entfernt gewesen sein. Sie kennen doch sein Boot und wissen sicher, ob er vor seinem Auslaufen getankt hat. Und vielleicht können Sie mir auf einer Karte auch zeigen, wo diese geheimnisvolle Insel liegt.«

Der Alte lachte schallend auf.

»Lassen Sie sich das von dem alten Mikis Theodikis sagen – die Insel werden Sie wahrscheinlich finden. Aber das ist auch das letzte, was Sie zu sehen bekommen. Sie brauchen gar nicht lange zu überlegen, wieviel Benzin Dimitri in seinem Tank hatte und wann er ausgelaufen ist. Ich zeige Ihnen die Insel gern – und wünsche Ihnen wirklich viel Glück«, fügte er noch hämisch grinsend hinzu.

»Steuern Sie aus dem Hafen, und halten Sie sich in südöstlicher Richtung auf Kythnos zu. Etwa acht bis zehn Kilometer vor Kythnos liegt die Todesinsel. Sie können Sie gar nicht verfehlen. Und die Schergen Poseidons verfehlen dich auch nicht, du armer Wurm.«

Und wieder trat dieser Ausdruck abgrundtiefen Hasses in das Gesicht des alten Hafenmeisters.

Zamorra wurde allmählich wütend.

»Verdammt noch mal, reißen Sie sich endlich zusammen. Ich will nichts von Ihrem Gott. Sagen Sie mir nur noch, ob ich mir hier irgendwo ein kleines Motorboot mieten kann.«

Erstaunlich bereitwillig antwortete Mikis Theodikis.

»Gehen Sie dort den Kai entlang«, – sein knöcherner Finger wies die Richtung – »und fragen Sie nach dem alten Petrus. Wir nennen ihn auch den Germanen, weil er blond ist. Sie können ihn nicht übersehen. Der Holzschuppen da, am Ende der Promenade, da haust er. Sagen Sie, Sie wären bei mir gewesen, dann wird er Sie prompt bedienen.«

Nach diesen Worten knallte der Alte plötzlich die Tür zu, ohne noch ein weiteres Wort zu verlieren. Zamorra war verblüfft. Zögernd setzte er sich in Bewegung. Der Alte war auf einmal so hilfsbereit geworden. Zamorra vermutete eine Teufelei hinter diesem Stimmungswechsel,

doch er hatte es eilig und wollte diesem Rätsel um den verschwundenen Taucher endlich auf den Grund gehen. Eilig näherte er sich dem Holzschuppen, den ihm der Hafenmeister gezeigt hatte.

Daß der Alte mittlerweile an seinem Schreibtisch saß und ein anscheinend sehr wichtiges Telefongespräch führte, konnte Zamorra nicht ahnen.

Und noch weniger konnte er annehmen, daß er Thema und Gegenstand dieses Gesprächs war.

Es mußte dem Alten Freude bereiten. Denn er grinste übers ganze Gesicht. Nur in seine Augen konnte sich das Grinsen nicht einnisten.

Darin lauerte der Tod.

***

Das Telefon wirkte in dieser ländlich rustikalen Einrichtung der Wohnung wie ein Anachronismus. Vornübergebeugt saß Mikis Theodikis, der Hafenmeister, am Tisch und redete aufgeregt in die Sprechmuschel.

»Ja, wenn ich es dir doch sage, Petrus. Er war gerade hier. Weiß der Teufel, wie er hierher gelangen konnte. Schließlich haben wir ja die ganze Nacht aufgepaßt, ob diese Motorjacht zurückkommt. Wir haben weder etwas gehört noch etwas gesehen. Wahrscheinlich ist er woanders an Land gegangen. Tut auch nichts zur Sache. Er hat sich nach dieser Todesinsel erkundigt. Verdammt neugierig, diese Archäologen. Als ob sie nicht schon genug Unruhe stifteten. Der Kerl will wohl rausfahren und sich die Sache näher anschauen. Er meint, daß Dimitri noch am Leben ist. Na, er wird sein blaues Wunder erleben. Die Wächter des Tempels warten schon auf ihn, wenn er dort ankommt.«

Er lauschte einige Sekunden, dann nickte der alte Mann eifrig.

»Aber ja doch. Gib ihm ruhig ein Boot. Und sobald er ausgelaufen ist, sage mir Bescheid. Ich trommle schon ein paar Männer zusammen, die ihn verfolgen. Und wenn sie ihn dann haben, ein Schlag über den Schädel, und Poseidon hat sein Opfer, das ihn hoffentlich zufriedenstellt.«

Wieder lauschte er einige Augenblicke.

Dann schüttelte er den Kopf. »Nein, nein, mach dir keine Sorgen. Niemand wird etwas erfahren. Die Männer werden sein Boot zurückbringen und alles vernichten, was auf ihn hinweisen könnte. Und jetzt halte dich bereit. Er muß gleich bei dir sein.«

Für einen Moment behielt Mikis Theodikis noch den Hörer in der Hand, dann legte er auf. Er erhob sich und ging zu einem Schreibpult, das in der Ecke des Raumes stand. Er öffnete es und holte ein kleines Büchlein hervor, in dem er blätterte, während er wieder zu dem Tisch zurückging, auf dem das Telefon stand.

Und dann führte er kurz hintereinander mehrere Gespräche…

***

Der von weitem recht gut erhalten wirkende Holzschuppen erwies sich aus der Nähe als halbverfallene Bruchbude. Die Farbe war von den rohbehauenen Brettern geplatzt, und Wind und Wetter hatten ihm ziemlich zugesetzt. Zamorra fragte sich, wie man in einem solchen Verschlag leben konnte.

Die Tür zu dieser Bretterbude hatte etwa in Brusthöhe eine Klappe mit einem Querbrett darunter, das als Ablage diente. Ein mehr als primitiver Kassenschalter. Die Geschäfte schienen allerdings mehr schlecht als recht zu gehen.

Zamorra wollte schon anklopfen, da wurde die Klappe bereits aufgerissen, Der Professor sah ein rundes Gesicht, schüttere hellblonde Haare, die die Blässe des Gesichtes noch unterstrichen. Die Mundwinkel hatte der Mann mürrisch nach unten gezogen. Es paßte ihm wohl überhaupt nicht, zu dieser frühen Stunde gestört zu werden.

»Ja«, knurrte er unwirsch. »Was wollen Sie? Kommen Sie in einer Stunde wieder, dann ist hier geöffnet.«

Zamorra hatte die Reaktion erwartet. Doch der Mann machte keine Anstalten, die Klappe wieder zu schließen. Er schien auf etwas zu warten. Zamorra fand, daß er die Rolle des Überraschten und aus dem Schlaf aufgescheuchten verdammt schlecht spielte.

»Nun tun Sie doch nicht so! Sie wissen ja bereits, daß ich zu Ihnen kommen wollte, oder etwa nicht? Ihr lieber Freund, dieser Mikis Theodikis, hat mich doch sicher schon angemeldet, was? Dann wissen Sie ja auch genau, was ich will. Also wie ist es, können Sie mir einen Ihrer Motorkähne vermieten?«

Das Gesicht dieses Meisters der Weltmeere wurde noch unwilliger…

»Regen Sie sich nur nicht auf. Sie bekommen ja schon, was Sie haben wollen. Außerdem wußte ich nichts von Ihrem Kommen.«

Diese Lüge ging dem Kerl glatt von den Lippen. Zamorra schwieg dazu, denn er wollte es sich mit dem Bootsverleiher nicht verderben.

Dieser grunzte: »Warten Sie einen Moment«, und schlug die Klappe mit einem lauten Knall zu.

Einige Minuten rumorte er in seiner Bude herum, dann öffnete er die Tür. Jetzt trug er eine alte Hose von undefinierbarer Farbe, ein Hemd von ebensolcher Farbschattierung und ein paar Sandalen, wie sie in den Großstädten zu horrenden Preisen verkauft wurden.

Er bedeutete dem Professor mitzukommen. Mit schlurfenden Schritten schaukelte der Mann voraus zum Kai hinunter.

Dort blieb er stehen und wies auf eine Reihe Boote, die dort vertäut lagen.

»Suchen Sie sich aus, was Sie brauchen. Ich muß Ihnen aber sofort

sagen, daß Sie frühestens in einer Stunde auslaufen können. Ich muß die Boote erst auftanken, und meine Kanister sind leer. Der Tankwagen mit dem Benzin kommt erst in einer halben Stunde. Wir sind hier schließlich nicht in der Großstadt. Also wollen Sie noch ein Boot oder nicht.«

Zamorra ergab sich in das Unvermeidliche. Er wollte den Kerl nicht noch herausfordern und bekundete sein Einverständnis.

»Auf eine Stunde kommt es jetzt auch nicht mehr an. Aber in der Zwischenzeit können Sie mir vielleicht weiterhelfen. Ich habe da nämlich einige Fragen.«

Mit diesen Worten zog Zamorra einige Drachmenstücke aus der Tasche und ließ sie spielerisch von der einen Hand in die andere klimpern.

Bei diesem Geräusch hellte sich das Gesicht des Burschen auf. Er kratzte sein unrasiertes Kinn und fuhr sich mit der Zunge gierig über die Lippen.

»Na dann fragen Sie mal, Meister. Vielleicht kann ich Ihre Fragen beantworten, kommt natürlich ganz darauf an.«

Zamorra hatte verstanden. Er ließ eine Münze in die offene Hand des Bootsvermieters fallen.

Blitzschnell verschwand das Geldstück in der Hosentasche des Burschen. Sein Gesichtsausdruck wurde wachsam.

»Ich habe da so etwas gehört«, begann Zamorra, »und zwar von einer Insel, die ihr auch Insel des Grauens oder Insel des Todes nennt. Was hat es damit auf sich? Und keine Ausflüchte, ich weiß, daß Sie mir weiterhelfen können.«

Petrus wurde blaß. Gehetzt schaute er sich um, als fürchtete er, daß ihm jemand zuhörte.

»Nein, nein, da haben Sie völlig falsch gehört. Das ist alles Unsinn. Diese Insel gibt es gar nicht. Sie wissen ja, wie das so ist. Einer erfindet eine Geschichte, und schon bald wird sie als bare Münze genommen. Mit dieser Insel ist gar nichts.«

Zamorra hatte mit dieser Antwort gerechnet. Daher hakte er nach.

»Und was ist gestern abend mit Dimitri passiert? Sie kennen ihn doch, oder? Soweit ich weiß, hatte er auch sein Boot hier im Hafen. Er war wohl Schwammtaucher, wenn ich mich nicht irre.«

Der Verleiher grinste nervös. Er machte mit der Hand eine fahrige Geste.

»Ach der. Der ist wahrscheinlich aus dem Boot gefallen. Das geschieht schon mal. Tauchen ist ein hartes Geschäft, müssen Sie wissen. Da ist ein solcher Unfall nicht verwunderlich. Und jetzt lassen Sie mich in Ruhe. Ich habe zu tun. Muß Ihr Boot vorbereiten.«

Er wandte sich abrupt ab und sprang in einen der Kähne hinunter.

Mit gespieltem Eifer machte er sich am Motor zu schaffen.

Zamorra erkannte, daß er aus dem nicht mehr viel herausholen würde, zuckte die Schultern und hob die Reisetasche auf, die er auf den Boden gestellt hatte.

Suchend ließ er seinen Blick schweifen und hielt Ausschau nach einem ruhigen Plätzchen. Er wollte die Wartezeit nutzen, um Bill über Sprechfunk zu rufen. Die Dinge entwickelten sich günstiger, als er erwartet hatte. Jetzt brauchte er nur seine Tauchausrüstung, um sich die Insel einmal genau anzuschauen und sich ihr gegebenenfalls unbemerkt nähern zu können.

Er hatte schnell gefunden, was er suchte. Ein Stück von der Hütte des Bootsverleihers entfernt lag ein Boot auf dem Kai. Wenn er sich dahinter hockte, war er gegen Sicht vom Kai aus völlig geschützt.

Petrus kümmerte sich immer noch um den Bootsmotor und wagte nicht hochzuschauen. Zamorra nutzte die Gelegenheit und eilte mit langen Schritten zu dem Versteck.

Er holte das Sprechfunkgerät aus der Reisetasche und drückte die Ruftaste.

»Hallo, Bill. Hörst du mich?«

»Klar und deutlich«, kam es zurück. »Warum rufst du jetzt schon? Du wolltest doch bis Mittag warten.«

Zamorra erklärte ihm die Sachlage und daß er seine Tauchausrüstung brauchte.

»In etwa einer halben Stunde komme ich aus dem Hafen raus. Wir können uns ja ein Stück von der Landzunge entfernt treffen. Die Sicht ist ja ziemlich klar. Verfehlen können wir uns dann ja nicht.«

Bill Fleming bestätigte die Durchsage und schaltete ab.

Als Zamorra wieder hinter dem Boot hervorkam, hörte er schon Motorenbrummen. Langsam rollte ein Tankwagen über den Kai.

Der Bootsverleiher kletterte auf den Kai und winkte.

»Jetzt können Sie bald abrauschen«, rief er seinem Kunden zu.

Die ganze Prozedur des Tankens dauerte einige Zeit. Dann kletterte der Professor in das Boot, das der Verleiher ihm zuwies.

»Viel Erfolg«, rief Petrus noch hämisch grinsend. Dann wandte er sich ab und verschwand.

Zamorra zuckte die Schultern und steuerte den kleinen Outboarder auf die Hafenausfahrt und die freie See zu.

Er ließ die Hafenausfahrt weit hinter sich und lenkte dann nach rechts. Er mußte vielleicht zwanzig Minuten warten, dann hörte und sah er im Licht der aufgehenden Sonne die Jacht seines Freundes heranrauschen. Zamorra ging längsseits und vertäute das kleine Boot an der Reling.

Katzengewandt kletterte er an Bord.

Bill hatte ihn schon erwartet. Er machte ihm Zeichen, leise zu sein.

»Unsere Nicole schläft noch. Jedenfalls hat sie sich bis jetzt nicht

gerührt. Es ist auch besser, daß sie von all dem Theater nicht allzuviel mitbekommt. Wahrscheinlich würde sie dich und auch mich gehörig auslachen. Wie ist eigentlich die Stimmung in dem Kaff? Meinen die immer noch, wir hätten ihren Meerheini aus dem Schlaf gerissen?«

Zamorra erzählte ihm, was er von dem Hafenmeister erfahren hatte. Bill war doch einigermaßen verblüfft.

»Dann ist unser Aufenthalt hier wohl beendet, was? Na ja, entziffern können wir die Tafeln auch woanders. Schließlich sind sie von allen Seiten fotografiert worden, so daß uns keine Einzelheit entgeht. Wenn du nicht mein Freund wärest, dann würde ich jetzt meinen, daß mit dieser ganzen Affäre Schluß ist. Doch tu, was du nicht lassen kannst. Ich warne dich nur, zieh ja nicht Nicole da mit hinein.«

Zamorra wußte, daß bei Bill Fleming jede Diskussion völlig vergeblich war. Also nickte er nur und kümmerte sich um seine Tauchgeräte. Er wuchtete die Sauerstoff-Flaschen hoch und lud sie in seinen Outboarder. Es folgte der Naßtauchanzug, die Flossen und die Tauchmaske. Er riet Bill, noch bis zum Nachmittag zu warten, ehe er wieder in den Hafen von Sunion einlief. Er würde sich dann bei ihm über Funk melden. Nicole solle allerdings von seinem Vorhaben nichts erfahren.

»Du weißt ja, wie sie ist«, schloß er seine Hinweise ab. »Wenn die glaubt, daß ich in Gefahr bin, dann ist sie nicht mehr zu halten. Und wenn ihr etwas passieren würde, über welche Befürchtung du ja wieder lachst, dann könnte ich mir das nicht verzeihen.«

Bill grinste nur beschwichtigend, dann half er dem Professor, die Bootsleine zu lösen.

Zamorra warf den Motor an und jagte mit seinem Flitzer davon.

Bill schaute ihm noch eine Weile nach, dann wendete auch er und ließ die Jacht halbe Fahrt aufnehmen.

***

Klirrend fuhr das Schwert aus der Scheide.

Hoch reckte es das Skelett in die Höhe.

Dann senkte sich die Schwertspitze langsam auf die Stirn des Gemarterten.

Dimitri wollte aufschreien. Sein Kopf schien anzuschwellen wie ein Ballon. Immer weiter, immer mehr. Und dann hatte Dimitri das Gefühl, als würde er platzen.

Doch nicht eine neue Finsternis wartete auf ihn. Nein, dieses Mal war es fast eine Befreiung, eine Erlösung aus der Qual. Doch von einer Art, wie Dimitri Vassilikos es nie erwartet hätte.

Bilder zuckten in seinem Schädel auf. Eindrücke aus einer Welt, die er seit den Tagen seiner Schulzeit aus den Geschichtsbüchern seiner griechischen Heimat kannte.

Menschen eilten hin und her, gekleidet in der Art, wie sie im alten Hellas üblich war.

Es war Sunion, was er vor sich sah. Plötzlich eine Unruhe unter den Menschen, die dort hin und her eilten. Sie alle blieben stehen.

Schauten in eine Richtung.

Ein Schiff tauchte auf. Mit geblähten Segeln. Brandpfeile wurden auf die Stadt abgeschossen, trafen und setzten die Häuser in Brand.

Wildes Schreien brandete auf. Frauen warfen sich schützend über ihre Kinder. Männer verließen das Schiff und betraten die Stadt.

Verzweifelte Kämpfe tobten zwischen den Häusern. Flackernder Feuerschein tauchte die abendliche Szene in ein gespenstisches Licht.

Eine Gruppe Räuber hatte sich von den übrigen gelöst, die mittlerweile die Häuser plünderten.

Sie strebte einem Ziel jenseits der Stadt zu.

Und dann erkannte Dimitri im Schein der Fackeln, welches das Ziel war.

Der Poseidon-Tempel von Sunion. Nur daß der Tempel in diesem schrecklichen Traum noch vollständig und unzerstört war.

Die Priester des Poseidon stellten sich den Räubern in den Weg.

Sie wurden niedergemacht. Blut benetzte den Boden, färbte den weißen Stein tiefrot.

Die Männer rannten in den Tempel hinein. Dann kamen sie wieder zurück, und einer von ihnen schleppte etwas auf der Schulter.

Es war der goldene Dreizack des Poseidon.

Die Männer betraten wieder ihr Schiff und legten ab.

Nun sah Dimitri Bilder von einem schrecklichen Sturm auf hoher See. Er sah das Grauen in den Augen der Männer auf dem Schiff, die verzweifelt um ihr Leben kämpften. Er hörte Hilfeschreie.

Das Schiff sank.

Zuletzt blieb ein Totenschädel über der Wasserfläche. Der Totenschädel wurde größer, raste auf Dimitri zu und bewegte die Kiefer.

»Jetzt weißt du, wer wir sind. Wir haben den Dreizack des Poseidon geraubt. Dafür müssen wir nun den Tempel bewachen, den wir ihm hier gebaut haben. Seit Jahrhunderten schon schützen wir die Ruhe des Gottes. Seit Jahrhunderten hoffen wir auf seine Gnade und ersehnen die ewige Ruhe. Doch er entläßt uns nicht in den Tod. Du sollst nun das Opfer sein, das ihn versöhnen soll. Wir wissen, daß dein Tod zu Poseidons Ehren uns den Frieden geben wird. Darum wirst du sterben!«

Jetzt wußte Dimitri Vassilikos, daß die Alten mit ihren Legenden recht hatten. Das war also das Geheimnis der Insel des Grauens. Die Gestalten, die da um den Steinklotz herumstanden, waren also die Piraten, die gegen Poseidon gefrevelt hatten, indem sie den goldenen

Dreizack des Gottes stahlen.

Er konnte diesen Gedanken nicht mehr zu Ende denken, denn entsetzt mußte er sehen, wie sich das Schwert drehte.

Es hatte mit der Breitfläche auf seiner Stirn gelegen, doch nun zeigte die Spitze auf sein Herz.

Dimitri kannte die alten Überlieferungen, wußte, wie solche Opferfeiern aussahen.

Man würde ihm bei lebendigem Leibe das Herz aus der Brust reißen und in einer Opferschale verbrennen.

Ein zweiter Knochenkrieger trat herzu und hielt eine bronzene Schale in den Knochenhänden.

Jetzt berührte die Schwertspitze seine nackte Brust.

Da verharrte der Krieger mit dem Schwert. Ein Zucken durchlief seinen knöchernen Leib.

Er schien aufmerksam zu lauschen. Angestrengt reckte er den Kopf und horchte.

Nun konnte auch Dimitri es hören.

Es war das Malen einer Schraube. Er kannte das Geräusch, hatte es schon oft vernommen, wenn er nach Schwämmen getaucht war. Es konnte nur ein kleines Boot sein.

Auch die anderen Gestalten waren aus ihrer scheinbaren Trance gerissen worden. Sie lauschten angestrengt.

Das Ungeheuer mit dem Schwert in der Knochenfaust wandte sich um. Er gab mit dem anderen Arm ein Zeichen.

Augenblicklich lösten sich einige aus der Reihe des Kriegers und verschwanden in Richtung Säulen.

Dimitri konnte beobachten, wie sie in die Wasserwand eindrangen, die den Tempel umgab wie ein Panzer.

Bald verschwanden die Konturen der Skelette im grüngrauen Schein des Ägäischen Meeres.

Hatte Dimitri für Sekunden die wahnwitzige Hoffnung gehabt, aus dieser Zwangslage befreit zu werden, so verlor er sie in diesem Augenblick.

Der Motor des Bootes über ihm verstummte, und auch die übrigen Schreckensgestalten verließen den Unterwasser-Tempel.

Ohnmächtig lag der Mann auf der Steinplatte und wußte, daß sein Schicksal besiegelt war.

Denn wer immer es auch war, der dort oben in dem Boot saß, er war in Todesgefahr. Es würde dem Fremden ähnlich ergehen wie ihm.

Denn die Monster, die diesen Tempel bewachten, kannten keine Gnade…

***

Zamorra konnte die Insel schon von weitem erkennen. Es war ein

winziges Eiland, das sich wie ein Schild aus der spiegelglatten Wasserfläche erhob.

Dem Professor fiel sofort auf, daß auf diesem Landstück kein Schimmer von Grün zu entdecken war. Es war völlig verödet, besser noch, diese Insel hatte nie Leben beherbergt. Kahl fielen an den Seiten die Kanten zum Wasser ab.

Zamorra holte sein Fernglas hervor und studierte das Eiland. Unwillkürlich sog er scharf die Luft durch die Nase ein.

Das war kein Fels, was er dort sehen konnte. Eher die Überreste eines Korallenriffs oder eines Korallenbuckels. Deutlich traten die eigentümlichen Formationen dieser Meerestiere hervor.

Hier mußten sich tausende von Korallengenerationen abgelagert haben. Stellenweise konnte Zamorra auch blitzende Lichtreflexe ausmachen. Wahrscheinlich Muscheln, die das Sonnenlicht widerspiegelten.

Es war mittlerweile heiß geworden. Die Sonne brannte vom wolkenlosen Himmel und fand als einziges Ziel den Professor mit seinem Outboarder. Schweiß perlte auf Zamorras Stirn.

Er zog das Hemd aus, tat das gleiche mit seiner Hose und schlüpfte in seine Badeshorts. Unter der bronzenen Haut spielten kräftige Muskeln und zeigten, daß der Professor einem austrainierten Athleten in nichts nachstand.

Zamorra schob den Gashebel ein kleines Stück vor und hielt auf die Insel zu.

Etwa dreihundert Meter von ihr entfernt, stoppte er die Fahrt und warf einen Treibanker, mit dem der mickrige Kahn ausgerüstet war, ins Wasser.

Dann holte er den Tauchanzug vorn unter dem Sitzbrett hervor.

Er war aus einem Stück gefertigt, und der Professor glich einer Schlangentänzerin, als er sich hineinwand. Wie eine zweite Haut umspannte das schwarze Gummimaterial seinen Körper.

Bevor er den langen Reißverschluß auf der Brust zuzog, trieb ihn ein innerer Instinkt dazu, sein Amulett aus der Tasche zu holen.

Dies war wahrscheinlich das wichtigste Ausrüstungsstück, das er mit eingepackt hatte.

Er wollte sich gerade die Flossen über die Füße streifen, da ließ ihn ein Geräusch hochfahren.

Es war ein fernes Dröhnen, das über die Wasserfläche zu ihm herüberdrang. Zamorra schloß sofort richtig. Es war ein Boot, nein, mehrere!

Er griff nach dem Fernglas und suchte die Wasserfläche ab.

Die Schaumkronen der Bugwellen, die die Boote vor sich herschoben, fielen ihm sofort ins Auge.

Es waren drei Outboarder, und wie er erkennen konnte, waren sie

ziemlich schnell. Überhaupt nicht mit dem lahmen Kahn zu vergleichen, den ihm Petrus, dieser windige Bootsverleiher, angedreht hatte.

Aufmerksam verfolgte Zamorra den Kurs der Boote.

Sie hielten genau auf ihn zu.

Bald konnte er auch die Besatzungen erkennen.

Jedes Boot war mit drei Mann besetzt, verwegen aussehende Gestalten, wie Zamorra ebenfalls ausmachen konnte.

Irgendwie beschlich ihn ein ungutes Gefühl. Eine unerklärliche Ahnung sagte ihm, daß ihm Schwierigkeiten drohten.

Vor allen Dingen dachte Zamorra an die Drohungen, die man ausgestoßen hatte. Und mittlerweile war er fast überzeugt, daß an dieser Geschichte mit der geheimnisvollen Insel etwas Wahres dran war. Eine stumme Drohung ging von dem Eiland aus, der auch Professor Zamorra sich nicht entziehen konnte.

Die drei Flitzer waren nun bis auf Rufweite herangekommen, doch keiner von den Insassen machte Anstalten, etwas zu schreien oder sich sonstwie akustisch bemerkbar zu machen.

Mit unbewegten Gesichtern starrten sie herüber. Haß und auch Angst lauerten in ihren Augen.

Zamorra ergab sich in sein Schicksal und wartete ab. Noch wollte er die Initiative nicht ergreifen. Die neun Männer hätten es vielleicht als Herausforderung angesehen. Und daß sie mit ihm kein freundschaftliches Gespräch führen wollten, war ihm sonnenklar.

Das erste Boot ging längsseits.

»Was wollt ihr von mir?« rief Zamorra hinüber.

Die Männer starrten ihn ausdruckslos an.

Der erste bequemte sich zu einer Antwort.

»Du gehörst zu denen, die unseren Gott in seiner Ruhe stören. Wir haben ihn immer geehrt und seiner in Gebeten und bei Opfern gedacht. Seit Jahrhunderten ist das so. Und jetzt kommt ihr und stört den Frieden. Der Gott, Poseidon, braucht sein Opfer. Einen von uns hat er schon genommen. Jetzt wollen wir ihm noch ein Opfer schenken. Und das bist du!«

Die letzten Worte hatte der Mann, ein korpulenter Bursche mit einem martialischen Schnurrbart, fast herausgebrüllt.

Seine Hand kam hinter dem Rücken hervor. Er hielt einen langen Stahlhaken von ziemlichem Gewicht umklammert. Damit führte er einen wütenden Schlag nach Professor Zamorra.

Der konnte sich soeben noch wegducken. Der Haken zischte an seinem Ohr vorbei und grub sich knirschend in die Holzplanken.

Zamorra hatte durch die heftige Bewegung die Balance verloren.

Unwillkürlich und ziemlich unsanft kippte er nach vorn und krachte mit dem rechten Knie auf die Sitzbank.

Der Schmerz strahlte in seinen ganzen Körper aus. Er konnte ein leises Aufstöhnen nicht unterdrücken.

»Los, jetzt haben wir ihn«, brüllte der Dicke.

Zamorra spürte hinter sich eine Bewegung. Er wollte herumfahren und schützend den Arm hochreißen. Doch er schaffte es nicht mehr.

Ein brutal geführter Schlag traf seinen Kopf.

Augenblicklich explodierte in seinem Kopf eine rote Stichflamme, die ihn auseinanderzureißen drohte.

Die beiden anderen Boote mußte der Professor vergessen haben.

Unbemerkt von ihm waren sie herangetrieben und bedrohten ihn von hinten.

Zamorra sackte zusammen und prallte mit der Stirn auf den Holzboden seines Leihkahns.

Er zwang sich, den Kopf hin und her zu schütteln, um einigermaßen wieder klar zu kommen. Der Schleier vor seinen Augen hob sich. Er blickte über den Bootsrand.

Unbewegt starrten die Männer ihn an.

Sie mußten ihm gefolgt sein, als er den Hafen verlassen hatte. Ob sie ihn vom Tag vorher wohl noch wiedererkannten?

»He«, hörte er sich ächzen. »Was habe ich euch getan? Ich gehöre nicht zu denen, die die Ruhe eures Gottes stören.«

»Lüge!« zischte der Dicke nur und holte erneut aus. Diesmal verfehlte er zwar wieder Zamorras Kopf, doch traf der Haken seine Schulter.

Zamorra spürte, wie das Gummimaterial seines Anzugs riß. Dann ertönte ein hell klingendes Geräusch. Der Haken hatte eine der Sauerstoff-Flaschen getroffen und war an ihr abgeglitten.

Ja, die verdammten Sauerstoff-Flaschen. Zamorra war wütend auf sich selbst. Hätte er doch die Dinger nur beim ersten ungewöhnlichen Geräusch vom Rücken genommen.

Wieder wurde seine Schulter getroffen. Diesmal die andere. Und der Schlag war von hinten geführt worden.

Zamorras Gedanken rasten. Er suchte fieberhaft nach einem Ausweg aus dieser prekären Lage.

Die Burschen waren von ihrem Haß so beseelt, daß sie keinem noch so vernünftigem Argument zugänglich gewesen wären. Hier gab es für den Professor nur eines – Flucht.

Er konnte wieder alles klar erkennen. Auch der Schmerz in seinem Kopf ebbte ab. Allzu schlimm war er nicht getroffen. So richtig hatte eigentlich nur seine Schulter etwas abbekommen. Er fühlte, wie Blut über die nackte Haut lief.

Schwerfällig, so gut die Zwillingsflaschen auf seinem Rücken das zuließen, drehte er sich um.

Unter ihm hatte sich bereits eine kleine Blutlache gebildet.

Wenn er jetzt nicht bald etwas unternahm, dann konnte es leicht zu

spät sein für ihn.

Und in den Augen der Kerle, die ihm eigentlich leid taten, stand die reine Mordlust. Unbemerkt tastete Zamorra nach seiner Tauchmaske und den Schwimmflossen. Er fand beides und ließ sich zur Seite sinken, so als hätte ihn eine neue Schmerzwelle übermannt.

Niemand sagte etwas, wie überhaupt die ganze Szene etwas Gespenstisches an sich hatte, denn keiner der Männer, außer dem ersten Schläger hatte noch etwas von sich gegeben.

Zamorra vermeinte fast, den brennenden Blick der Fanatiker auf sich zu spüren. Aus halbgeschlossenen Augen inspizierte er die Situation. Wenn er aus dem Boot aussteigen wollte, dann ging das nur über den Bug. Es war ein Satz von vielleicht zwei Meter fünfzig, zwar nicht viel für einen Athleten wie den Professor, doch angeschlagen wie er war und mit den schweren Sauerstoff-Flaschen auf dem Rücken, war es nahezu unmöglich.

Doch er wollte es wagen. Er drehte sich noch einmal schmerzerfüllt aufkeuchend herum und beobachtete unbemerkt die Reaktion seiner Gegner. Die flüsterten sich etwas zu und achteten nicht auf ihn. Es war zwar kaum hörbar, doch konnte Zamorra einiges verstehen.

Sie sprachen über ihn – das war unverkennbar. Er fragte sich, was sie mit ihm wohl machen wollten. Die Antwort war eindeutig und trieb Zamorra hoch: Sie wollten ihn töten und dann, wie sie es so schön ausdrückten, mit ihm die Fische füttern.

Der Sprecher hatte kaum den Vorschlag hervorgebracht, da kam Zamorra in Bewegung. Er schoß geradezu hoch. Ein verzweifelter Schritt in dem schwankenden Boot, ein kurzer Eindruck von schreckgeweiteten Augen, dann sprang er. Ehe von den Kerlen einer etwas unternehmen konnte, tauchte der Professor ins Wasser. In den Händen trug er neben Tauchmaske und Schwimmflossen noch seinen silbernen Dolch, den er auch noch aus seiner Reisetasche gefischt hatte.

Gurgelnd schlug über ihm das Wasser zusammen.

Zamorra ließ sich sinken. Erst wollte er einmal die Tauchmaske aufsetzen, sie freiblasen und sich dann den Sauerstoffschlauch in den Mund schieben.

Diesen Entschluß setzte er sofort in die Tat um. Als er die ersten Züge aus der Flasche tat, war ihm viel wohler.

Auf Anhieb fiel ihm auf, daß hier unter Wasser und in der Höhe der Insel, von dem Fischreichtum der Ägäis nichts zu bemerken war.

Er befestigte den silbernen Dolch an seinem Oberschenkel und zog sich die Schwimmflossen an.

Dann entschloß er sich aufzutauchen.

Etwa zehn Meter von den Booten entfernt durchstieß er mit dem Kopf den Wasserspiegel.

Die drei Boote kreisten mit langsamer Fahrt um sein Mietschiffchen. Dabei hielten die Männer Ausschau. Und Zamorra wußte auch, nach wem. Na warte, die würden ja…

Er konnte diesen Gedanken nicht mehr zu Ende denken, denn einer der Kerle hatte ihn entdeckt.

»He, seht doch, da ist er!« schrie er lauthals, und die Köpfe der anderen ruckten herum. Augenblicklich nahm auch das Boot, in dem sich der Schreier befand und dessen Bug in seine Richtung wies, genauen Kurs auf ihn, auf seinen Kopf.

Zamorra zwang sich zur Ruhe, unterdrückte die aufsteigende Panik.

Er ließ sich nach vorn kippen, wollte es zumindest, um unterzutauchen, da war das Boot heran.

Riesengroß wuchs es vor ihm auf.

Etwas krachte mit zyklopenhafter Gewalt gegen seine Stirn, der Kopf wurde ihm in den Nacken gerissen.

Er verlor den Sauerstoffschlauch aus seinem Mund und wurde bewußtlos. Langsam sank er nach unten, ein Opfer des Fanatismus und seinem Drang, sich den Rätseln dieser Welt zu widmen.

Er sank bis auf den Grund. Halb an einen Stein gelehnt blieb er liegen und wurde von der Strömung unter Wasser sanft hin und her bewegt.

Die drei Boote mit den Fischern aus Sunion kreisten noch einmal um die Unglücksstelle. Nirgendwo stiegen Luftblasen an die Oberfläche.

»Den sind wir los«, sagte der Dicke. »Und Poseidon hat seine Ruhe wieder«, fügte ein anderer hinzu.

Sie zogen Zamorras Mietkahn mit einem Enterhaken heran, und einer von ihnen kletterte hinein.

Er nahm die Ersatzflasche Sauerstoff und schleuderte sie ins Meer.

Die Reisetasche des Professors schob er unter die Sitzbank, so daß sie nicht auf den ersten Blick zu sehen war.

Dann ließ er den Motor an und folgte seinen Kumpanen, die zurück nach Sunion steuerten.

***

Ein heftiger Stoß gegen den Kopf riß ihn wieder in die Wirklichkeit zurück.

Ein Schatten fiel über sein Gesicht, kam immer näher, verdeckte die Sonne völlig und prallte gegen seine Tauchmaske.

Zamorra zuckte hoch. Wie in Trance schlug er langsam die Augen auf, und schaute um sich. Sofort fiel ihm ein, was ihm soeben widerfahren war.

Ein brennender Schmerz in seinen Lungen erinnerte ihn an das, was sofort getan werden mußte.

Wie lange er bewußtlos gewesen war, entzog sich momentan völlig

seinem Zeitempfinden. Doch allzu lange konnte es nicht gewesen sein. Denn er hatte noch minimale Luftreserven.

Eilig tastete er nach dem Schlauch, der ihm aus dem Mund gerutscht war. Die aufsteigenden Blasen zeigten ihm den Weg.

Der Luftschlauch pendelte über seinem Kopf hin und her. Wild sprudelnd strömte der kostbare Sauerstoff aus dem Mundstück und segelte in Blasen nach oben an die Wasseroberfläche.

Zamorra packte den Schlauch eilig und schob sich das Mundstück zwischen die Zähne. Hoffentlich war der Schlauch nicht defekt.

Aber der brennende Schmerz in seinen Lungen ließ ihm keine Zeit für lange Überlegungen. Beherzt atmete er tief ein.

Frischer, reiner Sauerstoff füllte seine Lungen und kurbelte seine Lebensgeister an.

Der Professor blies zuerst einmal die Maske leer, in die bei dem Anprall mit dem Boot der Fanatiker Wasser eingedrungen war.

Dann verankerte er sich an dem Felsen, gegen den gelehnt er da hockte, und streifte sich die Schwimmflossen über.

Dabei dachte er fieberhaft nach, was jetzt zu tun war.

Ein Blick nach oben zur spiegelnden Wasserfläche verriet ihm, daß seine Angreifer ganze Arbeit geleistet hatten.

Von seinem Leihboot keine Spur. Sicher hatten sie es mitgenommen und rechneten damit, daß der Professor elendig umkommen würde.

Ein teuflischer Plan, mußte Zamorra zugeben, und gut dazu. Niemand würde die Männer verdächtigen. Man fand ein leeres Motorboot und würde schulterzuckend erklären, es handele sich um einen Unglücksfall.

Doch diese Gedanken halfen auch nicht weiter. Zamorra rief sich wieder in die Wirklichkeit zurück, die ziemlich hoffnungslos aussah.

Zum Festland zurückschwimmen war so gut wie ausgeschlossen.

Die Entfernung war zu groß, und außerdem hatte er nicht beliebig viel Zeit zur Verfügung. Wenn nämlich seine Vermutungen zutrafen, dann mußte sehr bald etwas geschehen.

Er erinnerte sich, daß dieses winzige Stück Land gar nicht weit vor der Insel Kythnos lag. Wenn er es schaffte, bis dorthin zu schwimmen, dann mußte es eine Möglichkeit geben, von dort wieder aufs griechische Festland zu kommen.

Doch vorher wollte der Professor sich noch unter Wasser umschauen. Wenn ihn nicht alles trog, dann mußte das hier die Gegend sein, in der Dimitri Vassilikos, der Schwammtaucher, verschwunden sein sollte. Und wie man allgemein auch überzeugt war – ums Leben gekommen.

Zamorra regelte die Sauerstoffzufuhr an seinem Tauchventil und setzte sich in Bewegung.

Er stieß sich von dem Felsen ab, der ihn die ganze Zeit gestützt hatte,

und glitt zügig durch das Wasser.

Der Eindruck, den er bei seinem ersten Eintauchen in die Fluten gehabt hatte, bestätigte sich ihm auf erschreckende Weise.

Wohin er auch schaute, er sah so gut wie überhaupt kein Leben ringsum Kein Fisch schwamm herum, zumindest konnte er keinen erkennen. Keine Wasserpflanze, die in dieser Gegend der Ägäis nahezu perfekte Lebensbedingungen vorfand, lockerte die Einöde unter der Wasseroberfläche auf.

Es war, als hätte der Pesthauch des Todes alles, was sich ihm hier in den Weg gestellt hatte, vergiftet. Auch wurde das Wasser immer kälter.

Zamorra wurde wachsam. Eine innere Stimme warnte ihn, auf der Hut zu sein. Sichernd suchte sein Blick die Umgebung ab.

Nichts. Keine Bewegung, die seine Aufmerksamkeit erregt hätte.

Dieser Teil der Ägäis war wie eine Wüste.

Mit kräftigen Flossenschlägen schob Zamorra sich weiter voran.

Der Eindruck der Kälte wurde immer stärker.

Undeutlich konnte der Professor bereits den dunklen Schatten vor sich ausmachen, der wahrscheinlich den untermeerischen Sockel der Insel bildete.

Eine ungewöhnliche Formation des Bodens forderte seine Neugier heraus.

Es sah aus wie ein sanft geschwungener Felsrücken. Zamorra konnte sich erinnern, solche Formen schon einmal gesehen zu haben, doch konnte er im Moment nicht genau sagen, wo.

Die Erhebung und ihre Form ließ vermuten, daß sich hier irgend etwas nicht dem Meer Gehöriges abgelagert hatte.

Zamorra wurde von dieser rätselhaften Erscheinung geradezu magisch angezogen.

Er änderte seine Richtung geringfügig und schlängelte auf seinen Fund zu.

Ein dunkler Schatten auf dem Meeresgrund ließ ihn kurz zögern.

Er tauchte ganz hinunter und erkannte einen länglichen Gegenstand.

Zamorra hob ihn auf und begriff, daß es sich um ein Schwert handelte. Interessiert kratzte er am Griff herum. Unter Umständen konnte er irgendwelche Hinweise aus der Zeit finden, aus der es stammte.

Doch er fand keine Spur einer Jahresangabe, außer einigen Verzierungen am Griff der Kampfwaffe. Der Länge nach mußte es sich um ein antikes Kurzschwert handeln. Zamorra kannte diese Waffen aus alten Darstellungen, Tempelfresken und Steinreliefs aus dem Altertum. Eigentlich war es kein Wunder, daß er hier einen solchen Fund machte. Schließlich befand er sich hier in einem Land, dessen Kultur in der Zeit vor Christi Geburt in höchster Blüte stand.

Was ihn allerdings erstaunte, war, daß diese alte Waffe hier so offen herumlag und nicht unter dem Schlamm und den Ablagerungen der Jahrtausende ruhte. Archäologen mußten immer riesige Erdmassen wegräumen, um an die Zeugen der Vergangenheit zu gelangen.

Und selbst dann wurden sie nur sehr selten fündig.

Zamorra befestigte das Schwert an seinem Bleigürtel und schwamm weiter zu seinem ursprünglichen Ziel.

Je näher er kam, desto deutlicher wurde auch für ihn, woran ihn die Form der Erhebung erinnerte – an einen Schiffsrumpf, der auf die Seite gekippt war.

Zwischen Zamorras Schulter lag plötzlich ein seltsames Prikkeln, wie immer, wenn er dicht vor erstaunlichen Entdeckungen stand.

Sollte er hier einem lange verborgenen Rätsel auf der Spur sein?

Er verschaffte sich von weitem einen Eindruck von der Formation, die mit Sand und Muscheln bedeckt war.

Dann schwamm er zu dem Ende, das er für den Bug des vermeintlichen Schiffes hielt.

Zamorra nahm das Schwert zu Hilfe, um sich durch die Sandschicht zu graben.

Sandwolken blähten sich auf und wurden mit einer fast unmerklichen Strömung davongetragen.

Sand rieselte nach und deckte die gegrabene Öffnung wieder zu.

Der Professor wühlte weiter.

Plötzlich spürte er einen harten Widerstand. Er schaufelte eine Fläche frei und bückte sich.

In dem diffusen Licht konnte er nicht viel erkennen, doch es reichte, um ihm zu verraten, daß er auf eine Holzplanke gestoßen war.

Dann mußte seine Vermutung also richtig gewesen sein.

Eilig grub er mit der rostigen Schwertklinge weiter.

Sein Verdacht bestätigte sich. Es war ein Schiff, wie es im klassischen Altertum die Meere befahren hatte.

Zamorra stieß auf eine Öffnung, die früher dazu gedient haben mochte, ein langes Ruder hindurchzustecken, falls es einmal windstill war.

Die Öffnung war groß genug, um einem Mann Durchlaß zu gewähren.

Zamorra packte die Ränder der Luke und zog sich vorsichtig hindurch. Dabei achtete er sorgfältig darauf, daß er sein Tauchgerät nicht beschädigte.

Vorher vergewisserte er sich noch, wieviel Luft ihm noch blieb.

Viel war es nicht mehr. Allenfalls eine Viertelstunde.

Die wollte er auf jeden Fall nutzen. Das Tauchgerät konnte er ja hier irgendwo liegenlassen und durch ausgesetzte Notboje kennzeichnen.

Im Schiffsinnern sah es so aus, als wäre das Schiff nie in ein Unwetter

geraten. Keine Unordnung, kein Durcheinander, wie es in solchen Situationen meistens verursacht wurde.

Vor allen Dingen konnte Zamorra sich nicht erklären, wie es kam, daß im Rumpf des alten Schiffes keine absolute Finsternis herrschte.

Die Seitenwände schienen Licht auszusenden, welches Zamorra ermöglichte, jede auch noch so kleine Einzelheit zu erkennen.

Zamorra bewegte sich durch den Rumpf und gelangte zu einer Tür. Ein Riegel war vorgeschoben. Zamorra berührte den Schließmechanismus.

Als wäre er geölt, glitt der Riegel zurück. Die Tür schwang auf, und Zamorra drang in den Raum ein.

Unwillkürlich hielt er den Atem an.

Hier war der Eindruck des Unberührtseins und der Lebendigkeit noch stärker und beängstigender.

Der Professor schluckte. Das hatte er nicht erwartet.

Mitten in dem Raum stand ein Tisch. Und auf dem Tisch, wie beiläufig liegengelassen und noch in Gebrauch, befand sich eine Seekarte, wie man sie im Altertum bereits kannte. Das Material mußte Pergament sein. Zamorra erkannte es an der Struktur.

Schriftzeichen bedeckten den Rand der Karte und standen neben schwarzen Punkten und Linien, die auf der Karte eingezeichnet waren.

Neben einigen Punkten befanden sich auch noch weitere Notizen, die eine bestimmte Bedeutung zu haben schienen und sich auf die markierten Punkte bezogen.

Der Professor brauchte gar nicht lange, um herauszufinden, daß es sich bei den Punkten um Städte handelte, die an der griechischen Küste lagen. Die Karte reichte sogar, wie Zamorra erschließen konnte, bis in die Türkei.

Die Notizen neben den Städtenamen bezogen sich auf Schätze und Reichtümer, die in den jeweiligen Städten lagern mußten. Andere Notizen besagten, daß die eine oder andere Stadt bereits heimgesucht worden war.

Zamorra ging ein Licht auf.

Das war also der Arbeitsplan eines Piratenkapitäns, wie es sie zu allen Zeiten gegeben hatte. Das hier mußten Vorfahren des berüchtigten Klaus Störtebecker gewesen sein.

Zamorra berührte die Karte. Sie gab nach und zeigte keine Spur der Verwesung oder des Zerfalls. Leicht ließ sie sich falten und zusammenrollen.

Zamorra zog seinen Reißverschluß auf und schob die Karte zwischen Haut und Tauchanzug. Vielleicht gab sie ihm Aufschluß über die Herkunft dieses Schiffes. Nichts sagte ihm, wie es hier hatte sinken können. War es in einem Kampf besiegt worden, oder hatte ein Unwetter es leckgeschlagen und auf den Grund der See geworfen?

Zamorra entschloß sich, das Schiff zu verlassen und sich noch ein wenig umzusehen, ob er etwas Ungewöhnliches antreffen würde.

Auch hatte die Stelle an seinem Kopf, an der ihn das Boot seiner Verfolger gerammt hatte, bis jetzt Ruhe gegeben. Doch nun spürte der Professor heftige Schmerzen, die bis in seine Wirbelsäule strahlten.

Auch die Verletzung an seiner Schulter brannte mörderisch. Mittlerweile hatte sich der Schock nämlich gelegt, und der Körper reagierte wieder.

In dem geheimnisvollen Licht im Innern des Schiffes konnte Zamorra sehen, daß er eine feine Blutfahne hinter sich herzog. Doch war die Wunde nicht besorgniserregend, wie eine oberflächliche Untersuchung zeigte. Zumindest war der Professor in seiner Bewegungsfreiheit nicht eingeengt.

Vorsichtig tastete er den Weg zurück, den er gekommen war.

Durch den Schiffsrumpf, vorbei an Ruderbänken und auf die Öffnung zu, die er freigelegt hatte.

Ihm blieb noch Sauerstoff für zehn Minuten, und er mußte sich beeilen.

Wie ein Riesenfisch glitt er auf die Öffnung zu, fing sich mit den Händen ab und wollte hindurchschwimmen, da traf ihn ein eisiger Schreck.

Der Durchlaß war versperrt.

Von draußen grinste ihn ein behelmter Totenschädel an. Der Federbusch auf dem Helm zitterte leicht in der Strömung, die um das Wrack spielte.

Zamorra zuckte zurück. Seine Gedanken überschlugen sich.

Warum hatte ihn sein Amulett nicht gewarnt?

Dieses Wesen da vor ihm mußte doch aus einer anderen Dimension stammen, mußte ein Dämon sein, der mit dem Bösen paktierte.

Der Professor zwang sich, ruhig durchzuatmen. Jetzt nur keine Panik, sagte er sich.

Er zog sich ganz in eine Nische zurück und beobachtete, was draußen um das Schiff herum vorging. Eine zweite Gestalt erschien vor dem Durchlaß. Auch sie trug einen Helm – und eine altgriechische Rüstung, wie Zamorra jetzt erkennen konnte.

Die Schergen des Poseidon, schoß es ihm durch den Kopf. Doch wo war der Gott, von dem er wußte, daß er den Menschen im Grunde gewogen war…

Irgendwo in der Nähe des Schiffes mußte noch ein Geheimnis verborgen sein, von dem er noch nichts wußte.

Aber was?

Diese Frage konnte er sich später beantworten, wenn er dazu überhaupt noch Gelegenheit bekommen sollte.

Jetzt galt es erst einmal, sich aus dieser tödlichen Situation zu

befreien.

Wie ein Dompteur den Löwen, so belauerte Zamorra die beiden Gestalten draußen. Sie schienen genau zu wissen, auf was sie warteten. Sie machten keine Anstalten, sich vom Fleck zu rühren. Ausdruckslos und stur behielten sie die Öffnung im Auge.

Ein teuflisches Glühen tanzte in den Augenhöhlen wie ein verzehrendes Feuer. Zamorra fröstelte unwillkürlich.

Er merkte bereits, daß ihm die Atemluft knapp wurde.

Fieberhaft dachte er nach.

Die einzige Möglichkeit, den unheimlichen Bestien beizukommen, sah er darin, sein Amulett zu Hilfe zu nehmen. Wenn er aus dem Schiff herauskam, mußte das Überraschungsmoment auf seiner Seite sein. Wenn nämlich die Ungeheuer merken sollten, was für eine Macht in dem silbernen Talisman steckte, dann könnte es durchaus sein, daß sie sich eine neue Teufelei einfallen lassen würden.

Zuerst einmal mußte Zamorra sich von den Sauerstoff-Flaschen befreien. Hastig löste er den Haltegurt über den Schultern und um seinen Bauch. Den Atemschlauch behielt er dabei im Mund und sog weiter das kostbare Gas ein, das ihm in dieser Tiefe sein Überleben garantierte.

Seine Linke tastete zum Reißverschluß seiner Tauchkombination und riß ihn nach unten. Matt schimmerte das Amulett in dieser diffusen Dämmerung.

Mit der anderen Hand lockerte Zamorra den silbernen Dolch an seinem Oberschenkel.

Er nahm ihn in die Faust und wickelte sich die Kette des Amuletts um die andere Hand.

Nun nahm er noch einen tiefen Atemzug und ließ den Atemschlauch fahren.

Blasen stiegen auf, als er frei ins Wasser pendelte.

Zamorra zählte im Geiste bis drei und drückte sich mit aller Kraft durch die Öffnung auf die Monster zu. Dabei hielt er, sobald er die Öffnung hinter sich gelassen hatte, das Amulett hoch, als wollte er es den unheimlichen Gegnern in die grinsenden Visagen stoßen.

Die beiden Knochenkrieger zuckten zurück. Dabei zogen sie ihre Schwerter.

Mit der anderen Hand führte Zamorra einen wilden Stoß zum Kopf des rechten Kämpfers. Der pendelte den Stoß aus und griff seinerseits mit dem Schwert an.

Den Hieb nach Zamorras Hals konnte dieser gerade noch mit dem Dolch parieren. Aber der Professor mußte mit Entsetzen erkennen, daß seine Gegner ihm an Kraft bei weitem überlegen waren. Als das Schwert des Skelettkriegers den Dolch traf, hatte er das Gefühl, als hätte ihn ein Pferd getreten.

Zamorra spürte plötzlich, wie sich ihm von hinten etwas näherte.

Gedankenschnell fuhr er herum. Er sah eine Schwertklinge auf sich zurasen und stieß sich mit den Beinen zur Seite weg. Die Klinge verfehlte ihn um Millimeter.

Seine Lungen brannten. Er spürte bereits die Luft knapp werden.

Doch ein Auftauchen wäre zu gefährlich gewesen. Schutzlos hätte er sich den Monstren ausgeliefert.

Der eine Krieger folgte ihm mit spielerischer Leichtigkeit. Zamorra stieß ihm das Amulett entgegen. Der Knochenmann zeigte keine Wirkung. Er wandte nur den häßlichen Schädel ab und drang noch weiter auf den Professor ein.

Zamorra begriff das nicht. Sollte das Amulett seine Kraft verloren haben?

Mit letzter Kraft schoß Zamorra auf den verhaßten Gegner zu und rammte ihm mit aller Kraft das Amulett ins Gesicht.

Er spürte, wie Knochen brachen. Der Kiefer des Ungeheuers sackte nach unten und löste sich vom Schädel.

Und wieder schlug Zamorra zu.

Der Kopf des Knochenkriegers ruckte nach rechts, kippte ganz weg und segelte plötzlich, losgelöst vom Körper seines Eigentümers davon.

Augenblicklich brach auch der kopflose Körper zusammen. Einigermaßen verblüfft hatte Zamorra die Vorgänge verfolgt. Was war nur mit seinem silbernen Talisman los?

Eine Berührung an der Schulter riß ihn aus seinen Überlegungen.

Das hatte er fast vergessen. Es gab ja noch einen zweiten Gegner.

Vor seinen Augen tanzten rote Schleier. Jeden Moment meinte er, die Lunge müßte ihm reißen. Wild pulste das Blut durch seine Adern. In die Tauchmaske war Wasser eingedrungen und schwappte ihm mit jeder Bewegung in die Augen und gegen die Nase.

Zamorra sah seinen Gegner nur undeutlich. Der Sauerstoffmangel machte sich bereits bei ihm bemerkbar.

Mit eine schwachen Geste suchte er den Schlag, der da auf ihn herabraste, aufzuhalten. Verzweifelt streckte er den Arm aus und wollte das Kurzschwert mit dem Dolch abwehren. Der Schlag traf seinen Arm und warf ihn herum.

Unkontrolliert trudelte Zamorra durch das Wasser. Der Bleigürtel um seinen Leib hielt ihn auf dem Grund. Er kippte gegen einen Felsen, der halbvergraben im Sand lag.

Das Ungeheuer setzte ihm nach, wollte ihm den Todesstoß versetzen. Zamorra wälzte sich unter Aufbietung aller Kräfte herum, um seinem Gegner entgegenzuschauen.

Er kam von oben, stieß auf ihn herab wie ein Raubvogel auf seine hilflose Beute.

In der letzten Sekunde zuckte Zamorras Messerhand hoch.

Mit einem häßlichen Knirschen bohrte sich die silberne Dolchklinge in das linke Auge des Monsters. Es war, als hätte die Klinge einen Felsen getroffen.

Der Aufprall auf den Knochen jagte Zamorra den Schmerz in die Schulter.

Sollten diese Monstren gegen sein Amulett und den silbernen Dolch gefeit sein?

Doch der Knochen gab nach. Der Schädel mit dem Helm kippte nach hinten weg.

Das Monstrum verlor den Helm und sank ohne eine weitere Bewegung auf den Meeresgrund. Das Feuer in seinen Augen war erloschen.

Der Überlebenswille hielt den Professor aufrecht. Sein Gesicht war rot angelaufen. Die Augen traten fast aus ihren Höhlen. Mit zitternden Fingern tastete er seinen Bleigürtel ab und suchte nach dem Öffnungsmechanismus.

Die Finger fanden ihn, lösten ihn, und der Bleigürtel sank zu Boden.

Zamorra verlor den Grund unter den Füßen. Bevor er in eine erlösende Ohnmacht versank, merkte er noch, wie er zur Wasseroberfläche aufstieg.

***

Ein sanftes Hin- und Herschaukeln und heller Lichtschein weckten den Professor. Er schlug die Augen auf und brauchte einen Moment, um sich zurechtzufinden.

Die kleine Insel war etwa einen Kilometer entfernt. Auch auf diese Entfernung war der Hauch des Verderbens spürbar, den sie verströmte.

Zamorra trieb auf dem Rücken im Wasser. Sein Puls beschleunigte sich in der Erinnerung an die Ereignisse unter Wasser. Deutlich sah er die grinsenden Totenschädel dieser rätselhaften Krieger vor sich.

Wo waren sie hergekommen? Was bewachten sie?

Irgendwer, der Hafenmeister oder Petrus, der Bootsverleiher, hatten von den Schergen des Poseidon gesprochen. Sollten das diese Schergen gewesen sein?

Zamorra dankte seinem Schicksal, das ihn aus der tödlichen Gefahr befreit hatte. Das war äußerst knapp gewesen.

Daß das Wasser ihn trug, konnte er seinem Tauchanzug verdanken, der seinem Körper genügend Auftrieb gab. Seine Sauerstoff-Flaschen war er los. Die lagen irgendwo da unten in dem versunkenen Schiff und warteten darauf, daß er sie sich wiederholte. Das würde er auch tun. Und zwar möglichst bald. Denn das Rätsel, das er dort unten auf dem Meeresgrund vermutete, wollte er auf jeden Fall lösen.

Eine leichte Strömung in Verbindung mit einer sanften Brise hatte

den Professor von der Insel weggetrieben. Ob noch weitere Ungeheuer auf ihn lauerten, wagte Zamorra sich erst gar nicht auszumalen. Doch er war sich sicher, daß es noch mehr geben mußte. Wahrscheinlich waren ihrem Einflußbereich Grenzen gesetzt, und sie hatten ihn über diese Grenzen hinaus nicht verfolgen können.

Nun, er würde sich das alles später noch einmal anschauen. Jetzt ging es erst einmal darum, festen Boden unter die Füße zu bekommen.

Wassertretend hielt der Professor Ausschau. Weit und breit war kein Schiff zu sehen. Der Sonnenstand verriet ihm, daß es kurz nach Mittag sein mußte. Die Zeit war vergangen wie im Fluge.

In südöstlicher Richtung konnte Zamorra die Insel Kythnos erkennen. Er schätzte die Entfernung auf drei bis vier Kilometer. Das war seine einzige Möglichkeit, wieder aufs Trockene zu kommen. Nur gut, daß er Schwimmflossen an den Füßen hatte. Durchtrainiert wie er war, würde er ein recht flottes Tempo vorlegen können und nicht allzulange brauchen, um die Insel zu erreichen.

Entschlossen nahm er Kurs auf die Insel und kraulte los.

Dabei hielt er natürlich laufend Ausschau nach ungewöhnlichen Erscheinungen, denn so ganz traute er dem Frieden doch nicht.

Wenn sich so schreckliche Dinge unter der Wasseroberfläche taten, dann dürfte es darüber auch nicht viel friedlicher aussehen.

Zamorra war ein hervorragender Schwimmer, und die Insel Kythnos rückte immer näher. Jeder Kraulzug brachte den Professor dem Festland ein gutes Stück näher.

Nach und nach erlahmte auch seine Aufmerksamkeit, mit der er die Umgebung im Auge behielt.

Er wiegte sich schon in Sicherheit, da griff das Grauen mit eisigen Fingern nach ihm.

In nicht allzu großer Entfernung sah er etwas, was zu den Schreckensbildern auf der ganzen Welt gehörte.

Die Dreiecksform, die das Wasser pflügte, war ihm nur zu sehr bekannt.

Haie! Diese Räuber der Meere. Sogar bis hierher hatten sie sich schon vorgewagt.

Zamorra schickte unwillkürlich ein Stoßgebet zum Himmel, daß er es bis zu der Insel Kythnos noch schaffen möge. Er steigerte seine Geschwindigkeit, mußte aber bald feststellen, daß ihn sein Abenteuer unter Wasser über Gebühr angestrengt hatte. Seine Kräfte erlahmten schnell. Etwa zweihundert Meter vor der Insel verließen sie ihn ganz.

Ein Krampf in der Schulter mußte ihn verschnaufen lassen. Und der Krampf erinnerte ihn auch daran, was die Haie herangelockt haben mochte. Die Schulterwunde! Sie war schon fast ganz verschorft, doch floß immer noch Blut ins Wasser und bildete einen hellroten Schleier.

Haie haben sehr gute Geruchsorgane, besonders wenn sie hungrig

sind. Sie wittern das Blut auf Kilometer und folgen dem Geruch.
Zamorra schaute sich um. In weiten Kreisen zogen vier Haie um ihn seine Kreise. Jedenfalls nahm er an, es wären nur vier, weil er ebenso viele Rückenflossen zählte.
Der Professor sah keine andere Möglichkeit, als sich den Bestien zum Kampf zu stellen.
Er orientierte sich, indem er den Kopf ins Wasser senkte und das untersuchte, was sich unter ihm befand.
Hier gab es auch wieder Fische. Anscheinend galt für Fische das gleiche wie für diese Knochenbestien, die ihm aufgelauert hatten, nur natürlich umgekehrt.
Silbrige Konturen schossen durch die graugrüne Ungewißheit unter ihm. Ein Fisch kam hoch, verharrte vor der Sichtscheibe der Tauchmaske und drehte dann ab.
Zamorra beneidete die Tiere. Sie hatten jede Möglichkeit, sich in Sicherheit zu bringen. Er hatte diese Möglichkeit nicht.
Da erblickte der Professor rund fünfzehn Meter unter sich eine Formation aus zwei Felsen, die sehr dicht nebeneinander standen.
Die würden ihm Schutz gewähren können, und vor allem war er durch sie gedeckt, falls es zu einem Kampf kommen sollte.
Nur das Fehlen der Sauerstofflaschen machte dem Professor Sorgen. Er wäre gezwungen, immer wieder aufzutauchen, um Luft zu holen. Aber daran war nichts zu ändern.
Wassertretend wartete Zamorra auf das Näherkommen der Haie.
Er durfte erst tauchen, wenn sie angriffen. Dann hatte er die größte Gewähr, einen von ihnen zu erwischen.
In dem Gemetzel, das dann losgehen würde, hätte er die Möglichkeit, sich dann unbemerkt aus dem Staub zu machen.
Haie fraßen in der Not auch ihresgleichen. Zamorra wußte aus Schilderungen und Augenzeugenberichten, daß sich die mordgierigen Bestien dann nicht mehr um ihr eigentliches Opfer kümmerten.
Die Kreise, die die Dreiecksflossen bildeten, wurden immer enger.
Bald konnte der Professor auch die Schatten der Haikörper unter der Wasseroberfläche ausmachen. Langgestreckt und stromlinienförmig schossen sie dahin und lauerten auf ihre Beute.
Zamorra holte wieder seinen Dolch hervor, seine einzige Waffe.
Mit dem alten Schwert würde er sicher kein Glück haben. Da vertraute er schon lieber auf die Waffen, die er kannte und die ihm lagen.
Wachsam verfolgte Zamorra das Spiel der Raubfische. Sie waren sich ihres Opfers wohl sicher und hatten Zeit.
Ein erster Schatten kam heran. Wie eine Rakete schoß er auf den Professor zu und tauchte im letzten Moment weg. Zamorra hatte die ganze Zeit das Messer zum Stoß bereit. Er wollte sich so teuer wie

möglich verkaufen.
Unwillkürlich mußte er gequält lachen. Er, der sich mit Dämonen und Monstren herumschlug, mußte durch einen Hai ums Leben kommen. Sicher würde man in ihm, wenn man seine Überreste fand, nur einen Badegast sehen, der sich zu weit hinausgewagt hatte.
Nein, das durfte nicht sein. Er war dazu ausersehen, die Gefahr zu beseitigen, die die Menschen in diesem Landstrich bedrohte.
Nein, er mußte am Leben bleiben, um sein Werk fortzusetzen!
Wieder schoß einer der Schatten heran.
Zamorra holte tief Luft und tauchte hinab zu den beiden Felsen, Dort verankerte er sich und erwartete die Angreifer.
Doch diese zögerten, als wüßten sie, daß sie mit dieser Beute kein leichtes Spiel haben würden. Mißtrauisch beäugten sie den Mann im schwarzen Taucheranzug, der da zwischen den Felsen klebte und sie entschlossen anblickte.
Zamorra hoffte inständig, daß sich bald etwas tat. Denn er konnte sich nicht endlos lange unter Wasser aufhalten. Irgendwann würde er wieder zum Luftholen auftauchen müssen, und dann wäre er den Bestien wehrlos ausgeliefert.
Als hätten seine Gedanken auf telepathischem Wege die Gehirne der Raubtiere erreicht, setzte sich eines von ihnen in Bewegung und jagte auf den Professor zu.
Der packte den Dolch mit beiden Händen und hielt ihn bereit.
Die Klinge war rasiermesserscharf und wies nach oben.
Wegen der Lage des Mauls mußte der Hai dicht über ihn hinweg schwimmen. Zamorra wollte dann versuchen, dem Ungeheuer den Dolch von unten ins Herz zu stoßen.
Der Hai kam immer näher. Ängstlich wichen die anderen Fische, die sich im Wasser tummelten, vor ihm zurück.
Schon konnte Zamorra in eines der winzigen tückischen Augen sehen, die jedem Menschen Schauer über den Rücken jagten. Kalt wie der einer Schlange vor dem Zustoßen war dieser Blick.
Zamorra ließ sich keinen Schrecken einjagen und wartete ungeduldig.
Dicht vor den Felsen drehte der Hai ab und wollte einen knappen halben Meter über den Felsen nach oben ziehen.
Darauf hatte der Professor gehofft und auch gewartet. Blitzschnell stieß die Hand mit dem Dolch nach oben und drang in die überaus rauhe und widerstandsfähige Haut des Haies ein.
Wild zuckte die Schwanzflosse durch das Wasser. Zamorra vermeinte fast, einen Schrei zu hören. Der riesige Körper des Hais wurde vom eigenen Schwung weitergetragen.
Zamorras Dolch war dicht hinter dem bereits aufgerissenen Maul in die Haut des Raubfisches gedrungen und schlitzte ihn jetzt fast bis

zum Schwanz auf.

Der Todeskampf der Bestie war kurz.

Ein roter Film legte sich über alles ringsherum.

Blut pulste aus der Wunde und verteilte sich im Wasser. Die Wirkung dieses Köders ließ nicht lange auf sich warten.

Plötzlich war das Wasser von Wildheit erfüllt. Die drei Genossen des getöteten Fisches kamen heran. Ihnen war es gleich, was sie fraßen, Hauptsache, sie konnten ihren Hunger stillen.

Gierig fielen sie über ihren Artgenossen her.

Dabei waren sie in ihr Festmahl so vertieft, daß sie nicht merkten, wie sich aus den Felsen ein Schatten löste und der Wasseroberfläche zustrebte.

Es war Zamorra, der die Gelegenheit genutzt hatte und sich nun bemühte, von diesem Ort des Schreckens wegzukommen.

Er mußte sich beeilen, denn in ihrer Gier würden die Haie nicht allzuviel Zeit brauchen, bis sie nach einem neuen Opfer Ausschau hielten. Und dann würden sie nicht lange zögern, das wußte Zamorra.

Mit kraftvollen Bewegungen kraulte er auf die Insel Kythnos zu.

Die Anstrengung war für den Professor so groß, daß die Küstenlinie der Insel vor seinen Augen verschwamm. Sein Wille wurde durch die Anstrengung völlig lahmgelegt. Lediglich sein Lebenswille, der von hilfloser Verzweiflung gelenkt und überlagert wurde, war das einzige, was ihn in Bewegung hielt.

Voraus vernahm er ein Brausen. Die Dünung wurde stärker.

Die Brandung! Land! schoß es Zamorra durch den Kopf.

Seine Bewegungen wurden immer langsamer. Ein eiliger Blick nach rückwärts sagte ihm, daß die Bestien ihr Mahl bereits beendet hatten. Unaufhaltsam näherten sich drei Rückenflossen dem Professor, dem fast das Blut in den Adern gefror.

Schon tauchte er in die weißgischtende Brandung, wurde herumgeschleudert und verlor für einige Momente völlig die Orientierung.

Das Wasser brüllte, stieß ihn vorwärts und riß ihn wieder zurück.

Doch er hatte es geschafft. Ein letzter Blick sagte ihm, daß die mordgierigen Raubfische abgedreht hatten. Hier in der Brandung zwischen den Riffen war es auch für sie zu gefährlich. Nur ein vor Gier und Hunger bereits nahezu kranker Fisch kannte da keine Hemmungen.

Im Schaum, der auf den Wellen lag, konnte Zamorra die Dreiecksformen der Rückenflossen erkennen. Sie glitten hin und her, als wären die Fische sich irgendwie unschlüssig.

Dann drehten die Flossen ab und entfernten sich hinaus aufs offene Meer.

Zamorra wollte wieder eine Schwimmbewegung machen, da wurde

er von einer Woge ergriffen und in die Höhe getragen.

Er ruderte mit Armen und Beinen, versuchte irgendwie das Gleichgewicht und die Orientierung zu behalten.

Wie ein Reiter saß er in der Schaumkrone, die mit unheimlicher Geschwindigkeit den Strand hinaufraste. Dabei kippte sie über.

Zamorra sah den Sand auf sich zukommen. Eingebettet darin eine dunkle Kontur. Es war ein Felsbrocken.

Dann explodierte etwas in seinem Kopf, und sein Körper wurde schlaff.

Als wäre er ein Stück altes Treibholz, so spielten die Wellen mit dem Bewußtlosen und schoben ihn Stück für Stück auf den Strand und damit in Sicherheit.

***

Der Mann, der langsam durch den Sand schlenderte, war offensichtlich kein Einheimischer. Zwar hatte er schwarzes Haar, wie die meisten Menschen in dieser Region, doch wies seine Kleidung darauf hin, daß er nicht zu den Ärmsten gehören konnte.

Er trug braune Jeans, ein beiges Polohemd und an den Füßen Sandalen aus rotbraunem Leder. Sein Gesicht war schmal, und die ausdrucksvollen Augen schienen nach irgend etwas zu suchen.

Von Zeit zu Zeit bückte er sich, hob etwas auf, untersuchte es und warf es dann entweder fort oder steckte es in einen Leinenbeutel, den er sich um den Hals gehängt hatte.

Plötzlich stutzte er. Weit voraus machte er eine schwarze Gestalt aus, die halb im Wasser und halb im Trockenen lag. Er beschleunigte seine Schritte und eilte hin.

Er hatte sich nicht getäuscht. Es war wirklich eine menschliche Gestalt, ein Taucher wohl, der einen Tauchanzug trug.

Auf der Stirn des Tauchers leuchtete rot eine Platzwunde. Sie war wohl auch die Ursache für die Bewußtlosigkeit des Mannes.

Der Spaziergänger kniete nieder und fühlte nach dem Puls des Tauchers. Deutlich war er zu spüren. Allzu schlimm konnte es ihn also nicht erwischt haben.

Der Spaziergänger holte ein Taschentuch aus der Hosentasche und tupfte damit die Stirn des Verletzten ab. Dann zog er den Reißverschluß der Tauchkombination auf, die den Brustkorb des Tauchers beengte.

Ein Zipfel Papier schaute hervor.

Der Strandläufer griff danach und zog ein zusammengefaltetes Stück Pergament hervor. Er legte es in den Sand und schaute sich einigermaßen ratlos um. Er war etwas hilflos. Auch war er verwirrt.

Alles hätte er erwartet, nur nicht, am Strand einen Verletzten zu finden.

Allzulange konnte er hier noch nicht liegen. Denn seine Haare waren noch naß, und die Sonne brannte schon den ganzen Tag vom Himmel.

Er besann sich auf ein einfaches Hausmittel, schöpfte mit der hohlen Hand etwas Wasser auf und spritzte es dem Bewußtlosen ins Gesicht. Bei der dritten Dusche schlug der Taucher die Augen auf.

Er stöhnte und faßte sich an den Kopf.

»Vorsicht«, warnte ihn der Spaziergänger. »Ich glaube, Sie sind verletzt. Wie konnte das denn geschehen? Sind Sie etwa durch die Brandung geschwommen?«

Der Mann auf dem Boden erholte sich sichtlich. Ächzend richtete er sich auf.

»Wo bin ich denn hier?« fragte er mit einer für die Situation und seinen Zustand erstaunlich energischen Stimme.

»Sie sind hier auf Kythnos, einer Kykladeninsel. Aber sagen Sie, wußten Sie das denn nicht?«

Der Taucher nickte zerstreut.

»Doch, doch. Sicher wußte ich es. Aber gestatten Sie, daß ich mich vorstelle. Mein Name ist Zamorra, Professor Zamorra. Ich bin Parapsychologe und beschäftige mich mit Übersinnlichem, Unheimlichem und so weiter.«

Über das Gesicht des Spaziergängers glitt ein amüsiertes Lächeln.

»Mein Name ist John Delano Porth. Ich bin Amerikaner und lebe hier auf dieser Insel. Ich habe hier ein kleines Häuschen am Strand. Meinen Sie, daß Sie laufen können? Es ist nicht allzu weit. Ich könnte dann einen Arzt für Sie holen.«

»Danke, Mr. Porth. Aber ich habe es ziemlich eilig. Fragen Sie mich nicht warum. Wahrscheinlich würden Sie mich auslachen. Aber gibt es eine Möglichkeit, von hier aus schnellstens nach Sunion zu kommen? Ich habe dort etwas Wichtiges zu erledigen, das keinen Aufschub duldet. Um meinen Zustand machen Sie sich keine Sorgen. Ich bin nur mit dem Kopf auf einen Felsen geworfen worden. Es geht schon wieder, glaube ich.«

Professor Zamorra stand vorsichtig auf. Er schwankte ein wenig, fing sich aber dann. Er sah die Karte aus dem versunkenen Schiff auf dem Boden liegen. John Delano Porth bemerkte seinen Blick.

»Ich habe Sie aus Ihrer Kombination gezogen, als Sie da so unbeweglich lagen.«

Zamorra bückte sich und hob sie auf. Dabei überkam ihn ein Schwindelgefühl. Er mußte sich kurz auf den Boden stützen.

»Ich glaube, so ganz fit bin ich noch nicht. Aber das Stück bis zu Ihrem Haus werde ich wohl schon noch schaffen.«

John Delano Porth nahm seinen Arm und stützte ihn, als sie den Weg zurückgingen, den er gekommen war.

Das Häuschen war ein Edelstein. Das war der erste Eindruck, den

Zamorra bekam, als sie davor standen. Im Innern des Hauses konnte der Professor seine Verblüffung nicht verbergen.

Eine Unzahl von Bildern hing an der Wand. Sie stellten alle dasselbe dar – Muscheln. Geradezu genial war jede Einzelheit dieser Meerestiere wiedergegeben worden.

Ehe Zamorra fragen konnte, bequemte sich sein Gastgeber schon zu einer Erklärung.

»Die habe ich alle gemalt. Wissen Sie, früher habe ich mal hart gearbeitet in einer riesigen Firma, Doch eines Tages hatte ich das über und bin einfach hierhergezogen, wo ich das finde, was ich immer gesucht habe – Ruhe und Frieden. Und hier kann ich den ganzen Tag malen soviel ich will. Und Muscheln sind eben meine bevorzugten Motive. Doch legen Sie sich erst einmal hin und ruhen sich aus. Ich werde mal sehen, daß ich den Arzt finde.«

Zamorra ließ sich dankbar auf eine Liege sinken, wehrte aber ab, als sein Gastgeber hinausgehen wollte.

»Lassen Sie nur, Mr. Porth. Ich kann Ihnen nicht viel erklären. Doch bitte holen Sie keinen Arzt. Ich habe keine Zeit, mich untersuchen zu lassen. Ich muß nur auf dem schnellsten Wege nach Sunion zurück. Und dann hätte ich auch noch eine Bitte. Haben Sie vielleicht eine Hose und ein Hemd für mich? Sie bekommen alles zurück, wenn ich wieder auf dem Festland bin.«

Porth winkte lachend ab. »Erst einmal nennen Sie mich ruhig John D., wie es alle meine Freunde tun. Dann ruhen Sie sich aus. Ich werde Sie selbst nach Sunion bringen. Das mit der Hose und dem Hemd geht klar. Aber Sie müssen erzählen, wie Sie überhaupt da unten am Strand gelandet sind.«

Zamorra berichtete. Aufmerksam hörte John D. Porth zu. Ab und zu nickte er, als wüßte er genau, worüber der Professor sprach. Und dann erzählte er.

Als er endete, begriff Zamorra, was es mit dieser Insel auf sich hatte. Und er wußte auch, woher diese unheimlichen Monstren kamen.

Der Hafenmeister hatte recht gehabt. Es gab die Schergen des Poseidon wirklich.

Vor undenklichen Zeiten hatten Piraten den Ort Sunion überfallen.

Sie brannten die Häuser nieder, plünderten alles und stahlen unter anderem auch den goldenen Dreizack des Poseidon. Als sie wieder in See stachen, kamen sie nicht weit. Poseidon ließ einen schrecklichen Sturm aufziehen und schleuderte das Piratenschiff in die Tiefe der Ägäis.

Dort ertranken die Piraten allerdings nicht, sondern Poseidon bat Zeus, sie am Leben zu lassen. Diese Bitte wurde dem Gott des Meeres gewährt. Er befahl ihnen nun, ihm in der Tiefe des Meeres einen Tempel zu bauen, was sie auch taten. Dann bestellte er sie zu seinen

Tempelwächtern, die auf seinen goldenen Dreizack aufpassen mußten. Und jeder, der sich diesem Tempel nähert, hatte sein Leben verwirkt. Natürlich hatte sich auf dem Dach des Tempels im Laufe der Jahrtausende Schlamm, Sand und anderes abgelagert. So war eben die Insel aus dem Meer gewachsen und trug heute den Namen »Insel des Grauens« oder »Insel des Todes«.

John D. Porth erzählte das als Legende und alte Überlieferung.

Doch Zamorra konnte ihm mit der Karte sehr schnell beweisen, daß diese Geschichte kein Märchen war.

Jetzt verstand John D. Porth auch die Eile des Professors.

Er holte eine Hose und ein Hemd, gab beides dem Professor und ging schon voraus, um sein Boot fertig zu machen.

Insgeheim hatte er eine sehr große Hochachtung vor dem Mann, dem sein eigenes Schicksal nicht so wichtig war und der nur an das Schicksal seiner Mitmenschen dachte.

***

Nicole Duval war von innerer Unruhe erfüllt. Immer wieder kehrten ihre Gedanken zu ihrem Chef zurück. Sie fragte sich, welchem Phantom er im Moment wohl nachjagte. Und vor allem sagte ihr eine Ahnung, daß ihr Chef in Gefahr war.

Bill Fleming hatte sie nicht beruhigen können. Sie kannte seine Einstellung zu Dingen, die ihren Ursprung im Übernatürlichen und im Außersinnlichen hatten. Er hatte sich köstlich amüsiert, als er berichtete, was Professor Zamorra da vorhatte.

Und Nicole ärgerte sich, daß sie die ganze Sache regelrecht verschlafen hatte.

Jetzt saß sie in einem Decksstuhl und starrte hinaus auf den Hafen, der in der späten Nachmittagssonne dalag und ein Bild des Friedens und der Eintracht abgab.

Motorengeräusch ließ sie aus ihren Grübeleien hochfahren. Vier Boote tauchten an der Hafeneinfahrt auf und nahmen Kurs auf den Kai. Nicole ließ sich wieder zurücksinken und hing weiter ihren trübsinnigen Gedanken nach.

Die Boote passierten die Jacht in nächster Nähe. Nicole achtete nicht besonders darauf. Doch beim letzten Boot, in dem nur ein Mann saß, durchfuhr sie ein eisiger Schreck.

Unter der Sitzbank stand eine Reisetasche. Und diese Reisetasche kam ihr bekannt vor.

»Bill, Bill!« gellte ihr Ruf über das Deck der *Artemis*.

Bill Flemings Kopf erschien im Niedergang zu den Kabinen.

»Was ist denn los? Warum denn diese Aufregung? Kann man nicht einmal in Ruhe einen ausgedehnten Mittagsschlaf halten? Ich werde euch noch einmal mitnehmen. Nichts als Aufregung hat man mit euch

beiden.«

Er kletterte nach oben und stellte sich neben Nicole Duval an die Reling. Gelangweilt folgte sein Blick Nicoles ausgestrecktem Finger.

»Ja, was ist denn da so besonderes?« Nicole war ganz aufgeregt.

»Ja, sehen Sie das denn nicht? Da ist Professor Zamorras Reisetasche. Ich würde sie aus hunderten herausfinden. Sehen Sie doch! Wie kommt die denn da auf das Boot?«

Bill grinste. »Ich glaube, Sie sehen jetzt auch schon überall Gespenster wie mein bester Freund. Wenn es Zamorras Tasche wäre, würde ich sagen: sehr sonderbar. Aber von diesen Taschen gibt es mehr als nur die eine. Und deshalb, meine ich, machen Sie viel Lärm um nichts. Sollten Sie noch einmal eine Reisetasche Ihres Chefs finden, dann rufen Sie mich aber bitte nicht wieder. Okay?«

Damit verschwand er wieder unter Deck.

Nicole ärgerte sich maßlos. Wie konnte ein Mensch nur so stur und so gleichgültig sein. Sie vergaß völlig, daß auch sie einmal über die Ansichten ihres Chefs gelacht hatte.

Das mit der Tasche ließ ihr keine Ruhe. Sie schlüpfte in ihre Strandsandalen und balancierte über die schmale Gangway auf den Kai hinüber. Dann rannte sie zu der Stelle, wo das fremde Boot gerade von einem Fischer festgezurrt wurde. Der Mann war klein, dick und hatte hellblondes schütteres Haar.

»Wem gehört dieses Boot?« fragte Nicole den Griechen.

»Das gehört mir. Wenn Sie es mieten wollen, dann sagen Sie es. Doch ansonsten lassen Sie mich meine Arbeit tun.«

Die Stimme des Mannes war unfreundlich, und sein Gesicht drückte Mißtrauen aus.

Nicole beobachtete, wie der Bootslenker die Tasche unter der Sitzbank hervorholte und mit ihr an Land kletterte.

Als er an ihr vorbeiging, war sie sich endgültig sicher. Es war die Tasche ihres Chefs.

Ihre Gedanken jagten sich. Wie kam die hierher? Was war mit Zamorra?

Die beiden Griechen wechselten einige Worte, dann ging der Mann mit der Tasche auf ein Haus zu, das ziemlich am Ende der Strandpromenade stand. Nicole folgte ihm.

Nachdem der Mann einige Sekunden in dem Haus verschwunden war, faßte Nicole sich ein Herz und ging hinter ihm her in das Haus.

Die Tür stand offen, und im hereinfallenden Licht konnte sie rechts eine Tür erkennen, die in einen Nebenraum führte.

Erregte Stimmen drangen aus dem Raum.

Nicole blieb einen Moment stehen und lauschte. Dann drückte sie auf die Klinke und schob die Tür auf.

Augenblicklich verstummte das Gespräch. Der Mann aus dem Boot

und ein anderer, den sie als den Hafenmeister erkannte, starrten sie an. Auf dem Tisch, der zwischen ihnen stand, lag die Reisetasche ihres Chefs.

Nicole ließ die beiden gar nicht erst zu Worte kommen.

»Wo haben Sie diese Tasche her? Wo ist der Mann, dem diese Tasche gehört?«

Die beiden Männer warfen sich vielsagende Blicke zu.

Der Hafenmeister räusperte sich.

»Es tut mir sehr leid, aber wir haben diese Tasche draußen auf dem Meer gefunden. Heute morgen war einer hier, der Mann, dem die Tasche wohl gehört, und hat sich nach einem Bootsverleiher erkundigt. Er wollte zur Insel des Grauens. Ich habe ihm davon abgeraten. Doch er wollte sich nicht belehren lassen. Heute mittag hat man dann das Boot gefunden. Doch von dem Mann keine Spur. Mehr kann ich Ihnen leider nicht sagen. Kannten Sie den Mann?«

Nicole stand wie gelähmt. Ihr Chef verschwunden! Das war doch unmöglich! Das durfte nicht sein! Da war irgendeine Teufelei im Gange.

»Ja, ich kenne den Mann. Können Sie mir vielleicht sagen, wo diese Insel genau liegt? Und dann geben Sie mir bitte die Tasche.«

Der Hafenmeister zeigte ihr auf einer Karte, wo die Insel zu finden war. Dann reichte er ihr die Tasche.

»Das kann hier schon mal passieren. Machen Sie sich keine Sorgen. Einmal erwischt es uns alle. Ich habe ihn gewarnt. Und ich warne auch Sie. Fahren Sie nicht zu dieser Insel. Dort lauert der Tod.«

Nicole nickte nur geistesabwesend und ging hinaus. In ihrem Kopf war gähnende Leere. Was sollte sie machen? Bill würde sie wahrscheinlich auslachen. Allenfalls würde er zur Polizei gehen.

Doch Nicole wußte, daß die Polizei nicht viel weiterhelfen würde.

Sie mußte die Sache selbst in die Hand nehmen. Sie mußte ihren Chef suchen. Wenn es sein mußte, dann sogar allein.

Und sie würde sich gleich auf den Weg machen.

***

Die Sonne war schon untergegangen, als Nicole sich aufmachte, ihren Chef zu suchen. Bill Fleming war in den Ort gegangen, um sich mit einem Bekannten zu treffen, und Nicole hatte Müdigkeit vorgeschoben, als sie seine Einladung mitzugehen abgelehnt hatte.

Sie zog sich einen Bikini an, zog ein leichtes Kleid darüber und holte ein Badetuch aus ihrem Kajütenschrank. Dann suchte sie sich eine starke Unterwasserlampe, nahm ihre Tauchmaske, Schwimmflossen und die Harpune ihres Chefs. Sie vergewisserte sich noch einmal, daß sie nichts vergessen hatte, und stieg hinauf an Deck.

Einen Zettel mit einer kurzen Mitteilung für Bill Fleming befestigte

sie am Steuerrad der Jacht, dann balancierte sie wieder über die Planke hinüber zum Kai.

Auf der Promenade herrschte munteres Treiben. Aus den Kneipen drang griechische Folklore nach draußen. Menschen defilierten an den hellerleuchteten Fassaden der Häuser vorbei und gaben sich dem süßen Nichtstun hin.

Nicole Duval suchte die Reihe der Boote ab, die am Kai vertäut waren.

Auf einem Boot war ein Fischer gerade dabei, seine Netze zu flicken. Da die Bootsvermietungen bereits Feierabend gemacht hatten, war dieser Fischer ihre einzige Hoffnung.

Per Zeichensprache erklärte sie ihm, daß sie sein Boot mieten wollte. Erst wollte er ihren Wunsch nicht begreifen, doch verstand er sehr schnell, als Nicole eine Handvoll Drachmen sprechen ließ. Eilfertig machte er sich daran, sein Netz vom Boot zu räumen und es startklar zu machen.

Er erklärte dem Mädchen noch kurz die Handhabung der Maschine, dann rauschte sie ab.

Der Mond war aufgegangen und leuchtete ihr den Weg. Bald lag die Hafeneinfahrt weit hinter ihr, und vor ihr erstreckte sich die unergründliche Schwärze des Ägäischen Meeres.

Aus der Ferne drang Motorengedröhn an ihre Ohren. Und sie konnte auch den Lichtschein ausmachen, den der Scheinwerfer eines Outboarders verursachte. Der Flitzer hielt auf Sunion zu.

Nicole dachte kurz, daß ihr Chef dort auf dem fremden Boot sein könnte, doch diesen Gedanken verwarf sie sofort wieder. Ihr Chef hätte sich mit Sicherheit seinen Kahn nicht stehlen lassen.

Es mußte irgend etwas Schreckliches vorgefallen sein. Nicole war fest überzeugt, daß sie Zamorra helfen könnte. Deshalb setzte sie ihren Weg fort, um nach ihm zu suchen. Vielleicht befand er sich auf dieser geheimnisvollen Insel und brauchte Unterstützung?

Sie schaltete die Lampe ein und leuchtete die Strecke vor ihr ab, ob sie etwas erkennen konnte. Undeutlich hob sich nach einiger Zeit ein schwarzer Buckel aus dem Meer.

Das mußte diese Insel sein, von der Bill gesprochen hatte.

Sie hielt genau darauf zu und gab mit der Lampe Blinkzeichen.

Von der Insel her erfolgte keine Antwort. Verzweifelt versuchte Nicole es immer wieder. Nichts.

Sie konzentrierte sich so auf die Insel vor ihr, daß sie nicht zurückschaute und so nicht sehen konnte, wie es dort und neben ihr im Wasser plötzlich lebendig wurde.

Das Wasser teilte sich und eine Hand erschien.

Es war eine Knochenhand!

Zielsicher packte sie nach dem Bootsrand.

Ein Ruck durchlief den Bootskörper, der Nicole nach vorn fallen ließ. Der Motor heulte mit voller Stärke, doch der Kahn bewegte sich nicht mehr von der Stelle.

Verstört rappelte Nicole sich hoch. War sie vielleicht irgendwo aufgelaufen? War da ein Hindernis im Wasser, das sie übersehen hatte?

Sie dreht sich um – und schrie gellend auf.

Neben dem dröhnenden Motor erschien ein Totenschädel, der das nackte Gebiß zu einem widerlichen Grinsen verzerrt hatte.

Zitternd wich Nicole zurück und verkroch sich so weit in den Bug des Bootes, wie es ging.

Der Unheimliche hatte seine Hand um den Bootsrand gekrallt und machte Anstalten, in das Boot hineinzuklettern. In ihrem namenlosen Schrecken schrie Nicole noch einmal gellend auf.

Da preßte sich ihr von hinten etwas ekelhaft Kaltes und Nasses auf den Mund.

Mit fotografischer Genauigkeit erkannte Nicole Duval, was es war – eine Knochenhand.

Deutlich konnte sie spüren, wie die Gelenke der fleischlosen Hände schmerzhaft ihre Wangen wie in einem Schraubstock hielten. Sie wollte sich losreißen, wollte sich befreien. Es gelang ihr nicht. Unentwegt hielten diese Hände sie gepackt, tasteten nach ihren Schultern, berührten ihr Haar und rissen ihr den Kopf mit brutaler Gewalt in den Nacken.

Das Skelett am Bootsheck hatte sich mittlerweile über den Rand geschwungen. Lauernd stand es da, bereit einzugreifen, falls es notwendig sein sollte. Wasser lief aus der Rüstung, die es vor der Brust trug. Es schüttelte den Kopf. Ein feiner Sprühregen löste sich aus dem Helmbusch und ließ Nicole frösteln.

Sie begriff nicht, was die Monstren gerufen hatte, begriff nicht, warum sie es auf sie abgesehen hatten.

Das Skelett am Ende des Bootes bückte sich. Es faßte Nicoles Knöchel und hob sie an. Auch das Ungeheuer, das sie von hinten umklammert hielt, hob sie an. Vorsichtig, fast zärtlich schoben die Bestien sie über den Rand des Bootes. Die Kühle des Wassers spürte sie nicht. Ihr einziges Sinnen und Trachten richtete sich auf Flucht aus diesem Grauen.

Aber es blieben nur Wünsche, Hoffnungen. Für sie gab es kein Entrinnen. Sollte so der Tod aussehen? Sterben und in der See ein nasses Grab finden?

Nicole wollte es nicht glauben. Krampfhaft klammerte sie sich an die Vorstellung, dies alles wäre nur ein Traum.

Doch die Wirklichkeit war so brutal, daß ihr die Realität der Szene schmerzhaft zu Bewußtsein kam.

Die beiden Schreckenswesen rissen sie plötzlich hinab in die Tiefe.
Wasser drang in ihre Nase, ihren Mund. Nicole gierte nach Luft.
Ein neuer Wasserschwall ergoß sich in ihre Kehle, die nach Sauerstoff lechzte.
Nicole hustete krampfhaft auf.
Sie spuckte Wasser. Da war ihr Gesicht auf einmal frei. Sie konnte frei atmen. Schon glaubte sie sich in Sicherheit, verschont, da wurde sie mit unbändiger Gewalt nach unten in die Tiefe gezerrt.
Sie konnte gerade noch einmal tief einatmen, wohl wissend, daß das ihr Leben nur unwesentlich verlängern würde, da schlug das Wasser über ihrem Kopf zusammen.
Um sie herum wurde es dunkel. Und doch konnte sie alles erkennen. Sie erlebte mit, wie sie zum Meeresgrund hinabgezogen wurde.
Im Dämmerlicht erkannte sie zu ihrem Schrecken noch weitere Gestalten, die schon auf sie und ihre Begleiter zu warten schienen.
Der Wasserdruck, den sie nicht gewöhnt war, preßte ihr die Brust zusammen.
Als sie unten angekommen war, setzte sich die Schar der unheimlichen Bestien in Bewegung.
Und in den Augen las Nicole – ihren Untergang.

***

Für Stunden hatte Dimitri Vassilikos in tiefer Erstarrung gelegen.
Dunkelheit hatte sich über den Unterwassertempel gesenkt, und diese Dunkelheit war schlimmer gewesen als alles andere vorher.
Schreckliche Visionen hatten den Schwammtaucher heimgesucht, hatten ihm vorgegaukelt, er wäre wieder in Freiheit, und immer wenn er sich erheben wollte, wurde ihm mit schmerzlicher Gewißheit bewußt, daß er unrettbar verloren war.
Die Kälte in dem Tempelraum war immer fühlbarer geworden, hatte von seinen Gliedern Besitz ergriffen und ihn in diese quälende Erstarrung versenkt.
Dimitri glaubte, allmählich verrückt zu werden.
Der Wille der Dämonen hatte ihm ein wenig Bewegungsfreiheit gelassen. Die Lähmung seiner Glieder war nicht vollkommen.
Schwerfällig bewegte er den Kopf.
Um ihn herum war undurchdringliche Schwärze. Nur der Dreizack vor dem Steinrelief des Poseidon sandte einen überirdischen irisierenden Schein aus.
Dimitri flehte stumm um Gnade, bat den Gott des Meeres, mit ihm Erbarmen zu haben. Doch kein Trost wurde ihm zuteil.
Immer wieder glaubte er, die grinsende Fratze des Knochenkriegers zu sehen, der ihn mit dem Schwert hatte richten wollen. Unbarmherzig schüttelte die Gestalt ihren widerwärtigen Schädel. Das

Feuer in ihren Augen tanzte dabei auf und ab und trieb mit dem armen Gefangenen ein grausames Spiel.

Es verhieß Wärme, doch es gab nur die Kälte des Todes und bewies Dimitri, daß unerklärliche Kräfte von ihm Besitz ergriffen hatten und keine Gnade mit ihm kannten.

Ein dumpfes Dröhnen erfüllte plötzlich die Tempelhalle.

Gleichzeitig hellte sich die Finsternis auf, wurde transparent und ließ den Mann auf dem Opferstein seine Umgebung erkennen. Die Wasserwand jenseits der Säulen war unbeweglich und so undurchdringlich wie ein grüner Glaspanzer.

Er nahm eine Bewegung wahr. Er strengte seine Augen an, um erkennen zu können, um was es sich handelte.

Irgend etwas näherte sich dem Tempel.

Für Augenblicke erfüllte ihn die wahnwitzige Hoffnung, es wäre jemand gekommen, um ihn zu retten.

Doch diese Hoffnung wurde brutal zerschlagen, als die Gestalt durch die Wasserwand hindurch in den Tempel trat.

Es war der geschmückte Knochenkämpfer.

Fotografisch genau prägte sich dem Griechen die Fratze des Ungeheuers ein. Er würde sie bis zu seinem baldigen Tod nicht vergessen. Und der Tod würde fast eine Erlösung sein, denn dann verschwand auch dieses widerliche Gesicht.

Das Ungeheuer schien zu grinsen. Zufriedenheit lag in seinen fleischlosen Zügen, falls man überhaupt eine solche Regung in diesem personifizierten Todesboten erwarten konnte.

Er kam auf den Stein zu, auf dem Dimitri lag.

Die Bestie öffnete den Mund. Doch kein Laut drang daraus hervor.

Vielmehr erfüllte eine Stimme Dimitris Bewußtsein, die in seiner Seele bohrte und seinen Schädel schier sprengen wollte.

»Sieh her, du warmer Wurm! Du bekommst Gesellschaft! So brauchst du wenigstens nicht allein zu sterben. Also danke deinem Schicksal, das dir einen Gefährten auf den Weg ins Jenseits mitgegeben hat!«

Erst begriff Dimitri nicht, was der Unheimliche meinte, doch als er zu den Säulen hinüberschaute, wußte er, was das Ungeheuer gemeint hatte.

Die Schar der Knochenmänner kehrte zurück. In ihrer Mitte führten sie eine menschliche Gestalt. Dimitri erkannte beim näheren Hinsehen eine Frau, die sich willenlos vorwärts stoßen ließ und schließlich vor den Stufen des Altars zusammenbrach. Ihre langen Haare, die ihr wirr ins Gesicht und über die Schultern hingen, waren noch naß von ihrer Reise durch die Tiefen des Ägäischen Meeres.

Ihr Atem ging stoßweise. Zuckend hob und senkte sich ihre Brust.

Das dünne Kleid war hochgerutscht bis weit über die Knie und entblößte makellose schlanke Beine. Doch die Monstren hatten keinen

Blick dafür.

Sie sahen in dieser Frau nur ein Opfer, das sie ihrem Gott darbringen konnten. Jetzt standen sie kurz vor der Verwirklichung ihrer Träume, die sie in den Jahrhunderten, ja, Jahrtausenden, immer wieder geträumt hatten und diese doch nie zur Wirklichkeit werden lassen konnten.

Wieder erklang die schreckliche Stimme in Dimitri.

»Einer konnte uns entwischen! Doch wir waren schlau und haben gewartet. Und du siehst, welches Glück wir gehabt haben. Poseidon wird seine Freude an euch haben, wenn ihr beide euer Blut und eure Herzen für ihn hingebt.«

Er wandte sich zu seinen Genossen um.

»Bald, Brüder, bald haben wir erreicht, was wir immer haben wollten. Den ewigen Frieden, den wir uns durch unsere Freveltat verscherzt haben. Seit undenklichen Zeiten haben wir dem Gott gedient, dessen schreckliche Rache uns zu diesem Dasein verdammt hat. Viel haben wir erlebt, doch heute soll endlich wahr werden, was als Sehnsucht so lange in uns geschlummert hat. Darum auf, bereiten wir Poseidon, dem Vater der Meere, ein würdiges Fest, auf daß er unser Opfer gnädig annimmt und uns reichlich dafür belohnt!«

Dimitri hatte auch diese Worte mitgehört, und so rätselhaft sie auch klangen, so wußte er doch, was sie bedeuteten.

Das ewige Leben in diesem Tempel war die Rache des Poseidon gewesen, dessen goldenes Zeichen seiner Macht sie aus dem Tempel in Sunion gestohlen hatten. Dimitri empfand fast Mitleid mit den Ungeheuern, doch haderte er auch mit seinem Schicksal, das ihn in die Arme dieser mordgierigen Monster getrieben hatte.

Die Frau vor den Stufen schlug die Augen auf. Ein Seufzer entrang sich ihren bleichen Lippen. Sie regte sich.

Ihre Augen nahmen zwar alles in sich auf, jedoch verstand sie nicht, was sie um sich sah. Völlig ratlos war der Ausdruck ihres Gesichts, als sie zu dem Opferstein hochblickte.

Instinktiv wußte sie, daß der Mann dort oben ein Leidensgenosse sein mußte. Ein Schimmer des Mitleids glitt über ihre Züge und erfüllte den Gefangenen auf der Steinplatte mit Wärme. Wenn er auch sterben sollte, so doch nicht allein. Einmal noch, ein letztes Mal, konnte er noch einen Menschen sehen, vielleicht sogar mit ihm reden.

Er wollte etwas sagen, wollte ihr Mut zusprechen, doch kein Laut drang über seine Lippen.

Der Anführer der Schar lachte dröhnend auf.

»Gib dir keine Mühe, Mensch. Sie wird dir auch nicht helfen können. Sie hat gleich dir ihr Leben verwirkt. Nicht mehr lange, und sie wird neben dir ihre Seele aushauchen Im Jenseits sehen wir uns dann vielleicht wieder. Doch bis dahin ist es für euch noch ein weiter Weg.

Bereite dich vor, daß du bald sterben mußt. Verschwende also keine unnützen Gedanken an eine Flucht. Von hier entkommst du nicht. Und auch nicht deine Gefährtin!«

Brutal stieß er der Frau sein Knie in den Rücken. Sie stürzte mit einem Wehlaut nach vorn.

»Los, erhebe dich. Und wenn du nicht willst, dann werden wir dir helfen.«

Die Frau schauderte und quälte sich auf die Füße. Schwankend stand sie da. Hilflos schaute sie in die Runde und sah nichts als gierig grinsende Totenschädel.

Wieder stieß der Redner mit der reich verzierten Rüstung sie in den Rücken.

Zögernd setzte sie sich in Bewegung und schritt mit quälender Langsamkeit die Stufen zum Opferstein empor. Schritt für Schritt kam sie dem letzten Schauplatz ihres Daseins näher, einem Opferstein, der in einem Tempel stand, einem Tempel, den ein unabänderliches Schicksal in die Tiefen des Ägäischen Meeres versetzt hatte.

Mit letzter Kraft erreichte sie den Stein, stützte sich auf und ließ sich mit dem Oberkörper darauf sinken.

Der Knochenmann zückte sein Schwert. Fahl glitzerte es im unwirklichen Licht dieser Stätte des Grauens.

Geblendet schloß Dimitri Vassilikos die Augen.

Nein, schrie es in ihm, nein, laß sie leben. Sie ist meine einzige Gefährtin in diesem Schrecken. Sie darf nicht sterben, darf mich nicht allein lassen.

Ein wildes grausames Lachen gellte in seinem Schädel auf.

Der Unheimliche mußte seinen verzweifelten Ruf vernommen haben.

»Dein Jammer wird dir nichts nützen! Nach ihr kommst du an die Reihe! Bereite dich lieber darauf vor! Sie ist so gut wie tot!«

Und der Kämpfer, dieses Skelett in der Rüstung griechischer Legionäre des Altertums, holte zu einem vernichtenden Schlag aus…

***

Zamorra saß wie auf glühenden Kohlen. Der Kahn, mit dem dieser Amerikaner ihn nach Sunion brachte, war mehr als lahm. Ein Wunder, daß sie überhaupt voran kamen, dachte Zamorra.

Der Motor klang wie ein Tier, das kurz vor dem Verenden war. Er hustete und spuckte. John D. Porth beruhigte ihn.

»Machen Sie sich keine Sorgen, Mr. Zamorra. Ich kenne die Maschine. Die hat noch nie ihren Geist aufgegeben. Sehen Sie doch, wir sind gleich da.«

Tatsächlich, voraus konnte Zamorra das Richtfeuer des Hafens erkennen. Ringsum war es still. Der Wind war eingeschlafen. Über die Wasserfläche drangen Musikfetzen aus den Discotheken von Sunion an

ihre Ohren.

Weit und breit war kein Boot zu sehen. Vor einiger Zeit hatte Zamorra einen anderen Flitzer gehört. Er bewegte sich vom Festland weg. Der Professor hatte einmal geglaubt, das kurze Aufblitzen einer Lampe gesehen zu haben. Doch er machte sich weiter keine Gedanken darüber.

Sicher ein Einheimischer, der die Gefahren kennen mußte, die von der geheimnisvollen Insel ausgingen. Außerdem war die Entfernung für einen Warnruf zu groß.

John D. Porth summte ein leises Lied vor sich hin. Ein Blick in Zamorras Gesicht ließ ihn verstummen.

»Es ist wohl nicht ganz angemessen, wenn ich hier lustige Lieder singe, oder? Aber ich bin sicher genauso nervös und aufgeregt wie Sie. Ich versuche nur, mich zu beruhigen.«

Zamorra nickte leicht.

»Kann ich verstehen. Mir geht es ähnlich. Nur ist mir nicht zum Singen zumute. Ich habe im Moment andere Probleme.«

»Kann ich mir gut vorstellen«, zeigte der malende Amerikaner Verständnis. »Ich möchte jetzt nicht in Ihrer Haut stecken. Ich frage mich sowieso schon, ob ich mich da nicht auf zu viel eingelassen habe.«

Zamorra winkte ab.

»Machen Sie sich keine Sorgen. Wenn ich in Sunion bin, dann mache ich allein weiter. Ich kann nicht noch andere Menschen in Gefahr bringen. Aber jetzt Vorsicht, da vorn ist die Hafeneinfahrt.«

Als sie in den Hafen einfuhren, schwiegen beide. Hier ging das Leben seinen normalen Gang, so als wäre nichts geschehen. Nichts deutete daraufhin, daß hier vor kurzem etwas passiert war, das die Menschen an die Existenz unheimlicher Mächte erinnert hatte.

Zamorra hatte die *Artemis* schnell entdeckt. Er bat den Amerikaner, die Jacht anzusteuern.

Sie war nicht beleuchtet. Zamorra war einigermaßen erstaunt. Jedoch sagte er sich, daß sein Freund Bill Fleming seine Überlegungen für Spinnereien hielt und sie in keiner Weise ernst nahm. Wahrscheinlich war er mit Nicole unterwegs in einer der Kneipen, um »aktiven« Urlaub zu machen.

John D. Porth ging längsseits. Zamorra, der sich aufgerichtet hatte, sprang an Bord der Jacht. Er zurrte die Leine fest, deren Ende er bei dem Sprung vom Kahn des Amerikaners mitgenommen hatte. Porth unterbrach die Zündung und kam ebenfalls an Bord geklettert.

»Scheint so, daß alles ausgeflogen ist. Schöne Freunde haben Sie da.«

Zamorra schüttelte den Kopf.

»Irgend etwas stimmt hier nicht«, sagte er. »Das ist völlig ungewöhnlich, daß keiner zurückgeblieben ist. Schließlich wußten die

ja, daß ich unterwegs bin und sie konnten doch damit rechnen, daß ich irgendwann einmal wiederkommen würde. Anfunken konnte ich sie ja nicht, weil in der Reisetasche, die man mir gestohlen hat, mein Funkgerät steckte.«

Er ging hinunter in seine Kajüte, öffnete die Tür und blieb stehen wie vom Donner gerührt.

Auf dem Tisch an der Wand stand seine Reisetasche!

Wie kam denn die hierher? Irgendwer mußte sie gebracht haben.

Den Professor beschlich eine schlimme Ahnung. Er wandte sich um und rannte wieder an Deck.

»Schauen Sie sich sorgfältig um. Hier muß etwas geschehen sein, meine Tasche ist wieder da. Und ich weiß nicht, wer sie gebracht hat. Das Schlimmste möchte ich ja nicht annehmen. Hoffentlich hat man diese Jacht nicht überfallen.«

John D. Porth folgte der Aufforderung sofort. Der Mann imponierte ihm. Er handelte zielsicher und logisch. Überdies hatte den Hobbymaler der Jagdeifer gepackt.

Als er sich vor einigen Jahren hierhin zurückgezogen hatte, wäre ihm nie im Traum eingefallen, daß er einmal so etwas hier erleben würde. Die Sache konnte ja recht spannend werden.

Sorgfältig suchte er das Deck ab, ob er nicht etwas Ungewöhnliches oder sogar eine Spur entdeckte.

Am Steuerrad fand er dann, was er unbewußt gesucht hatte.

»Professor, hören Sie, kommen Sie doch mal rauf.«

Der Kopf des Professors, der sich in den Kabinen umgeschaut hatte, erschien im Niedergang.

Einen Zettel schwenkend, kam der Amerikaner auf ihn zu.

»Sehen Sie mal, eine Nachricht. Der Handschrift nach von Ihrer Assistentin. Bin mal gespannt, was sie als Entschuldigung schreibt.«

Das Lachen erstarb ihm im Hals, als er die Veränderung im Gesichtsausdruck des Professors mitbekam, während dieser den Brief las. Sein Gesicht wurde blaß, die Kaumuskeln arbeiteten. Die Augen bekamen einen harten Glanz.

»Mein Gott«, stöhnte er und faßte sich an den Kopf. Er zerbiß einen Fluch zwischen den Zähnen. »Muß die sich denn überall einmischen?«

John D. Porth wurde neugierig.

»Was ist denn los? Etwas passiert?«

»Mehr als das, viel schlimmer. Meine Assistentin hat sich auf die Suche nach mir gemacht. Und da die Tasche hier steht, kann ich mir vorstellen, daß sie auch weiß, wo sie suchen muß. Einen Moment, das werden wir gleich haben.«

Er rannte wieder nach unten in den Kabinengang.

Nach einigen Minuten kam er wieder an Deck.

»Habe ich es mir doch gedacht. Sie hat ihre Schwimmflossen

mitgenommen und ihre Tauchmaske. Außerdem fehlt die Harpune.«
»Fragen Sie doch Ihren Freund.« schlug der Amerikaner vor.
»Wenn ich wüßte, wo der ist, gern. Nur weiß ich das nicht. Und ihn jetzt zu suchen, wäre zwecklos. Es hat gar keinen Sinn, auf ihn zu warten. Wir müssen sofort los. Und zwar zurück zu der Insel.«
John D. Porth wollte abwehren.
»Wie stellen Sie sich das vor, Mr. Zamorra? Wenn an Ihren Geschichten etwas Wahres dran ist, dann ist ein Besuch bei der Insel mehr als lebensgefährlich. Wenn es diese Monster wirklich gibt und wenn sie angreifen, dann sind wir verloren.«
Zamorra grinste verkniffen. Er griff in die Tasche der geliehenen Hose und zauberte etwas silbrig Schimmerndes zutage. Es waren das Amulett und der silberne Dolch, die Zamorra unbemerkt von John D. Porth weggesteckt hatte.
»Schauen Sie, das sind meine Hauptwaffen gegen die Dämonen, die man bei uns auf der Erde antreffen kann. Wenn ich auch schon andere Erfahrungen gemacht habe, so bin ich doch überzeugt, daß dieses Amulett und dieser Dolch uns noch gute Dienste leisten werden. Ja, vielleicht hängt sogar unser Leben davon ab. Machen Sie Ihr Boot los. Ich lasse derweil den Motor an. Lösen Sie auch die Leinen, die die Jacht hier festhalten. Und dann suchen Sie nach einem Amerikaner, der eine Menge Leute um sich versammelt hat. Wenn er auch noch laute Reden hält, dann ist es Bill Fleming. Sagen Sie ihm, er brauche sich um die Jacht keine Sorgen zu machen. Er bekommt sie heil zurück.«
John D. Porth wurde sofort aktiv. Er tat, wie der Professor ihn geheißen hatte. Doch dann traf er eine eigenmächtige Entscheidung.
Zamorra wollte gerade ablegen, da sprang der Amerikaner auf die Jacht hinüber.
»Nun machen Sie nicht ein so dummes Gesicht«, meinte er grinsend zu Zamorra gewandt. »Ich fahre mit, um meine innere Verpflichtung zu erfüllen. Nämlich auf Sie aufzupassen. Solange Sie nicht beim Arzt waren, sind Sie krank. Und Kranke sollen sich schonen. Also regen Sie sich nicht auf. Unter Umständen sind Sie mir noch dankbar, wenn ich mitkomme. Ich könnte Ihnen helfen, die Dämonen zur Strecke zu bringen.«
Zamorra ergab sich in sein Schicksal. Resignierend zuckte er die Schultern.
»Na gut, wenn es überhaupt nicht anders geht, dann in drei Teufels Namen. Und nun halten Sie das Ruder und passen Sie auf. Ich gehe nach unten und bereite meine Reserve-Tauchausrüstung vor. Wenn etwas Besonders ist, dann rufen Sie mich bitte.«
John D. Porth folgte dem Befehl mit Freuden, wenn es auch gerade keine Vergnügungsreise war, die sie da vor sich hatten. Der Wind war

wieder aufgekommen und spielte mit seinen spärlichen Haaren.
Zamorra saß unten in seiner Kajüte und untersuchte den Tauchanzug und die Sauerstoff-Flaschen.
Diesmal galt es. Wenn es ihm jetzt nicht gelang, das Rätsel der »Insel des Grauens« zu lösen, dann würde es niemand mehr lösen können. Zamorra ahnte, daß die Zeit knapp wurde.
Und hier wollte er mitmischen, koste es was es wolle. Das Schicksal der Menschen stand auf dem Spiel.
Und ihm blühte vielleicht das Verderben…

***

Professor Zamorra hockte auf dem Vordeck und leuchtete mit einem starken Unterwasserscheinwerfer über die Wasserfläche.
Etwa hier mußte es sein. Sorgfältig hatte er darauf geachtet, daß er den Kurs einhielt, den er am Tage genommen hatte und der ihn zu der Insel geführt hatte.
In einer Entfernung von rund fünfzig Metern riß der helle Lichtkegel des Scheinwerfers ein kleines Motorboot aus der Finsternis. Zamorra wies seinen Begleiter an, darauf zuzuhalten. Porth warf das Steuerrad herum, und die Jacht beschrieb einen weiten Kreis.
Zamorra hatte einen langen Enterhaken gepackt und zog das Boot an die *Artemis* heran. Er leuchtete hinein – und fand seine schlimmsten Befürchtungen bestätigt.
Lediglich ein Paar Schwimmflossen, eine Tauchmaske und ein kleiner Handscheinwerfer lagen auf der Sitzbank.
Er erkannte sie als Nicoles Tauchausrüstung!
»Stop!« rief er. »Los, werfen Sie hier den Anker! Das Boot gehört meiner Assistentin! Wir haben die richtige Stelle wohl gefunden!«
Der Amerikaner folgte dem Befehl, und mit einem lauten Klatschen rauschte der Anker der Jacht in die Tiefe. Die *Artemis* kam zur Ruhe. Deutlich war der Ruck zu spüren, mit dem der Anker Grund faßte.
Zamorra entwickelte hektische Betriebsamkeit. Schnell streifte er seine Kleidung ab. Eine Badehose hatte er bereits angezogen.
Dann wand er sich in seinen schwarzen Tauchanzug und schnallte sich die Sauerstoff-Flaschen auf den Rücken.
»Passen Sie genau auf, daß sich keiner an der Jacht vergreift«, wies er den Amerikaner an. »Diesen Ungeheuern kann man mit normalen Waffen nicht beikommen.«
Er reichte dem Amerikaner einen zweiten silbernen Dolch.
»Damit haben Sie eine Chance. Sollte sich eine dieser unheimlichen Bestien zeigen und Sie angreifen, so achten Sie darauf, daß Sie den Rücken frei haben.«
John D. Porth biß die Zähne zusammen, um ein Klappern zu unterdrücken. Er nickte krampfhaft. Er war mittlerweile überzeugt,

doch einiges zuviel gewagt zu haben. Am liebsten wäre er jetzt umgekehrt und wäre nach Hause gefahren, zurück in sein Atelier, zurück zu seinen Muscheln und seinen Bildern.

Doch dazu war es jetzt wohl zu spät. Nun mußte er durchhalten, koste es, was es wolle.

Seine Stimme war heiser, und er mußte sich räuspern.

»Meinen Sie denn, daß mir hier auf dem Schiff eine Gefahr droht?« fragte er.

Zamorra nickte ernst.

»Ich weiß zwar nicht, ob diese Monster sich aus dem Wasser wagen, doch ist Wachsamkeit hier in dieser Region die beste Lebensversicherung. Halten Sie die Augen offen und warten Sie auf mich. Wenn ich in einer Dreiviertelstunde noch nicht wieder aufgetaucht bin, dann fahren Sie zurück nach Sunion und informieren Sie meinen Freund Bill Fleming, daß ich hier mein nasses Grab gefunden habe.«

Er legte sich das Amulett um den Hals, schob sich die Tauchmaske vor das Gesicht und ließ sich rücklings ins Wasser fallen.

Langsam sank er hinab auf den Grund. Er schätzte die Tiefe auf fünfundzwanzig Meter. Der Scheinwerfer weckte die Unterwasserwelt zu bizarrem Leben. Schatten tanzten auf und nieder und gaukelten dem Professor Ungeheuer und überirdische Wesen vor.

Doch der Professor ließ sich davon nicht irritieren. Zielstrebig suchte er den Weg zu dem gesunkenen Schiff. Dort waren ihm die Monstren begegnet und dort hoffte er sie wiederzufinden.

Deutlich konnte er die Fußspuren ausmachen, die er bei seinem ersten Besuch an dieser Stelle hinterlassen hatte. Er fand den Stein, an dem er aus seiner Bewußtlosigkeit aufgewacht war, nachdem er seinen Verfolgern entkommen war.

Und die Spur führte weiter zu dem versunkenen Schiff. Er fand auch die Öffnung wieder, durch die er in den Rumpf eingedrungen war. Für einen Moment stoppte er. Suchend schaute Zamorra sich um. So weit der Schein der Lampe reichte, konnte er nichts Außergewöhnliches feststellen.

Er wollte gerade weiterschwimmen, da nahm er gar nicht weit entfernt von ihm einen hellen Schein wahr.

Die Lichterscheinung war milchig weiß und nahm laufend an Helligkeit zu.

Er schaltete seine Lampe aus. Jetzt konnte er das Phänomen genau verfolgen. Es war ein Licht, das nicht von dieser Welt stammen konnte. Denn es gab wohl kaum etwas von Menschen geschaffenes, das diese gleißende Helligkeit hervorrufen konnte.

Geblendet schloß er die Augen. Doch auch jetzt noch war der Schein dieses geheimnisvollen Lichtes fast unerträglich.

Zamorra zwang sich, die Augen wieder zu öffnen. Er blinzelte. Es dauerte einige Zeit, bis sie sich an das grelle Licht gewöhnt hatten.

Etwas Sonderbares fiel ihm auf. In dem Licht konnte er deutlich senkrechte Schatten wahrnehmen. Als würde die Helligkeit durch ein riesiges Gitter scheinen.

Wachsam kraulte er auf das Licht zu.

Dabei behielt er seine Umgebung genau im Auge. Das Erlebnis vom Tage hatte ihn vorsichtig gemacht.

Jeden Augenblick rechnete er damit, einem der Monstren zu begegnen. Schon glaubte er, wieder in diese grinsenden Totenfratzen zu starren, doch nur seine Phantasie gaukelte ihm diese Schreckensbilder vor.

In seiner Nähe konnte er keine Bewegung spüren oder sehen.

Auch meldete sich sein Amulett nicht, das ihm hätte verraten können, ob Sendboten aus der Unterwelt in seiner Nähe waren.

Je näher er der Erscheinung kam, desto deutlicher erkannte er, was die senkrechten Schatten waren und durch was sie hervorgerufen wurden.

Ihre Form erinnerte ihn an Säulen. Ähnlich, wie er sie von griechischen Tempeln kannte. Und zwischen diesen Säulen bewegten sich unheimliche Gestalten.

Federbüsche wippten auf den Helmen, die sie auf den Köpfen trugen. Wie eine lebende Mauer rückten sie vor, auf die Säulenreihe zu.

Im Heranschwimmen sah Zamorra, daß die Säulen ein weitausladendes Dach trugen. Seine Verwunderung kannte keine Grenzen.

Unfaßbares spielte sich vor seinen Augen ab, ließ ihn erkennen, wie mächtig die Gegner waren, die ihm gegenüberstanden.

Es war ein Tempel, der die Quelle des gleißenden Lichtes war, das ihn blendete.

Und er kannte diesen Tempel. Auf Zeichnungen von künstlerisch begabten Archäologen hatte er ihn gesehen, sogar vor kurzem noch.

Nämlich als sie versuchten, aus den gefundenen Resten und Trümmern den Poseidon-Tempel von Sunion wenigstens auf dem Papier zu rekonstruieren.

Es mußte das genaue Abbild dieses legendären Gebäudes sein.

Eindeutig war die Form der Säulen, der Kapitelle, die das Dach trugen, der Abstand zwischen den Säulen und die Anzahl.

Genauso mußte das Kulthaus des Poseidon ausgesehen haben, als noch Gläubige die Stätte seiner Macht betraten und Opfer auf dem Kultstein darbrachten, um sich den Gott der Meere und Flüsse gewogen zu stimmen.

Und ein Verdacht stieg in Zamorra auf.

Schon viele Gelehrte hatten immer wieder nach dem Zeichen des

Gottes, dem goldenen Dreizack, gesucht, der vor Jahrtausenden aus diesem Tempel verschwunden war. Zamorra hatte auch die Auseinandersetzungen der Archäologen verfolgt, von denen jeder eine andere Theorie verteidigte, wie der Dreizack verschwunden sein könnte.

Die gängigste war die, daß der Dreizack von Piraten geraubt worden war. Sie hatten die Küste heimgesucht, gebrandschatzt, geplündert und dann das Wertvollste entwendet, das ihnen in die Hände fiel. Und das war eben dieser Dreizack gewesen.

Doch der Professor hatte keine Zeit nachzudenken. Er wußte seine Assistentin in Gefahr, ahnte, daß ihr Leben nur noch kurz bemessen war, wenn er nicht bald eingriff.

Und mit kraftvollen Bewegungen glitt er wie ein Fisch auf die Säulenhalle zu, entschlossen, alles in seiner Kraft Stehende zu tun, um die Macht der Dämonen zu brechen.

Ganz nebenbei fiel ihm auf, daß sich niemand um ihn kümmerte, er also auch noch nicht entdeckt worden war.

Die Dämonen mußten völlig abgelenkt sein von etwas, das sie aus ihrer Wachsamkeit gerissen hatte und sie alles vergessen ließ, was vorher ihrem Dasein einen Sinn gegeben hatte.

Schergen des Poseidon, hatte der Hafenmeister sie genannt. Also Wächter. Doch was bewachten sie? Den Tempel nur? Oder etwas, das er beherbergte. Den goldenen Dreizack vielleicht?

Zamorra griff zu seinem Oberschenkel und zog den silbernen Dolch aus der Scheide. Er war seine einzige Waffe, mit der er dem Ansturm der Schreckensbestien trotzen wollte.

Das Amulett schien hier seine Macht und seinen Einfluß verloren zu haben, Schon einmal hatte er miterleben müssen, wie es jämmerlich versagt hatte.

Doch auch das mußte seinen Grund haben, den Zamorra zwar irgendwie ahnte, den er jedoch nicht beweisen konnte.

Vielleicht blieb ihm Gelegenheit, diese rätselhafte Erscheinung aufzuklären.

Er wartete, bis die Gestalten sämtlich hinter den Säulen verschwunden waren. Als der letzte Helmbusch seinem Blick entschwunden war, glitt er weiter.

Mit langsamen Bewegungen der Arme und der Beine ließ er sich vorwärtstreiben.

Hinter einer Säule machte er Halt und orientierte sich.

Er schaute genau in den Tempel hinein, und was er sah, ließ sein Blut zu Eis werden.

Es dauerte einen Moment, bis die Erstarrung von ihm wich.

Doch dann handelte er überlegt und zielstrebig.

Soweit Zamorra überblicken konnte, war das Innere des Tempels von

Wasser frei. Das Wasser, das von den Helmbüschen der Knochenkrieger stäubte, rief glitzernde Lichtreflexe hervor. Die Schar des Schreckens hinterließ feucht glänzende Fußspuren auf dem glatten Marmor des Bodens.

Einige Meter vor der Stirnwand des Tempels erhob sich ein riesiger Steinklotz, auf dem eine Gestalt ruhte. Sie gehörte offensichtlich nicht zu der Gruppe Geharnischter.

Bis auf eine kurze Shorts war die Gestalt nackt. Sie lag da, als solle sie geopfert werden.

In der Mitte der Gruppe, die vor dem Stein stehengeblieben war, entstand Unruhe. Einige wichen zurück.

Und Zamorra konnte erkennen, was der Grund für diese Unruhe war.

Eine Frau wurde von einem Krieger mit besonders hohem Federbusch auf dem Helm und mit glänzender Rüstung brutal vorwärtsgestoßen.

Am Fuß einiger Stufen, die zu dem Steinklotz hinaufführten, brach sie in die Knie.

Die Gestalt auf dem Stein rührte sich und wandte den Kopf.

Schwarze Haare und ein totenblasses Gesicht boten sich dem heimlichen Beobachter dar.

Zamorra atmete innerlich auf. Das mußte der verschwundene Schwammtaucher sein, dessen Boot an der Kaimauer im Hafen von Sunion zerschellt war. Dann war seine Vermutung also doch richtig gewesen, daß der Mann nicht ertrunken war, wie man ihm in Sunion hatte weismachen wollen.

Jetzt drehte sich die Frau halb zu ihren Peinigern um.

Es war Nicole Duval!

***

Diese Erkenntnis ließ dem Professor einen Schauer über den Rücken laufen.

Fieberhaft überlegte er, was er machen sollte.

Die Entscheidung wurde ihm abgenommen.

Wieder stieß die Gestalt mit dem hohen Helmbusch seine Assistentin brutal in den Rücken.

Nicole wankte hoch, stolperte die Stufen zum Kultstein hinauf, verharrte dort kurz und sank dann mit dem Oberkörper auf die gewaltige Steinplatte.

Der Kämpfer, der sie gestoßen hatte, zückte ein Schwert. Wie zu einem Gebet hatte er die Knochenfäuste um den Griff gelegt. Er hob das Schwert leicht an.

Die Klinge glänzte, als wäre sie frisch poliert worden. Die Gestalt verharrte einige Zeit in der Stellung.

Dann hob sie das Schwert hoch über seinen Kopf und holte zu einem Schlag aus, dessen Ziel die Frau vor dem Opferstein war.

Mit einer schlangengleichen Bewegung schlüpfte Zamorra aus seinen Schwimmflossen. Sie hätten ihn nur behindert.

Ein wilder Sprung brachte ihn aus dem nassen Panzer hinein in die Tempelhalle, die eine Welt für sich war.

»Halt!« gellte sein Ruf durch den Raum, wurde von der Decke und der Stirnwand gebrochen und kam als vielfältiges Echo zurück.

Das Ungeheuer mit dem Schwert zuckte herum.

Der Totenschädel leuchtete fahl unter dem Helm hervor. Eine wütende Grimasse drückte den Zorn aus, den das Monstrum empfand, als es des Störenfrieds ansichtig wurde.

Er ließ das Schwert sinken und vollführte mit dem Arm eine befehlende Geste.

Sofort verteilten sich seine Genossen. Sie bildeten einen Halbkreis um den Professor, so, als wollten sie ihn angreifen.

Zamorra rechnete mit dem Schlimmsten.

Er wagte einen Versuch.

Die Tauchmaske vom Kopf zu reißen und das Amulett von seinem Hals zu lösen, war praktisch eine Bewegung. Der Talisman strömte einen Glanz aus, der die Umstehenden zurückweichen ließ.

Zamorra nahm die Gelegenheit wahr und trennte sich von seinen Sauerstoff-Flaschen.

Wie ein schwarzer Todesengel, so stand er den Ungeheuern gegenüber. Wie ein Racheengel aus der Hölle.

Wieder stieß er das Amulett vor. Und die Bestien reagierten und machten wieder einen Schritt zurück. Langsam strebte der Professor auf den Altar zu, vor dem immer noch seine Assistentin kniete.

»Was haben euch diese unschuldigen Menschen getan!«

Laut donnerte seine Stimme durch den Raum.

Der Bursche in der glänzenden Rüstung antwortete nur mit einem Grinsen. Das Feuer in seinen Augen brannte und spiegelte den Haß wider, den er gegen den Eindringling entwickelte.

Zamorra ahnte, daß er etwas getan hatte, das ihm diese Monstren nie verzeihen würden.

Gleichzeitig begriff er aber auch nicht, wie so etwas möglich war.

Das Steinrelief an der Stirnwand sagte ihm, daß es wirklich ein Tempel war, der dem Poseidon geweiht war. Aber war Poseidon nicht immer einer der Götter gewesen, die den Menschen im Grunde gewogen waren und die nur die Frevler hart bestraft hatten?

Wie konnte Poseidon dulden, daß in seinem Tempel so Schreckliches geschah.

Er sollte die Antwort schnell bekommen.

Eine Stimme erfüllte sein Inneres und ließ ihn eins werden mit den Worten, die sie sprach.

»Ich sehe, daß du im Besitz eines Zeichens bist, das uns Göttern

wohlbekannt ist. Auch in meiner Zeit hat es Zeichen dieser Art gegeben. Sie wurden meist von Priestern getragen.«

Zamorra erschauerte unter der Stimme, die seinen ganzen Körper von innen her zum Schwingen brachte.

Es war Poseidon, der da mit ihm in Kontakt trat. Ein Gott sprach zu ihm, Unter normalen Umständen hätte das den Professor mit Freude und Stolz erfüllt. Doch jetzt standen zwei Menschenleben auf dem Spiel. Darum drängte er seinen wissenschaftlichen Geist zurück, der die Szene und die Erscheinungen analysieren wollte, wie einen Versuch über paranormale Kräfte und Energien.

»Du hast recht gedacht, Mensch. Poseidon spricht zu dir. Diese Ehre kannst du nur deinem Talisman verdanken, der mir zeigt, daß du würdig bist, mit den Mächten des Jenseits und des Olymp in Verbindung zu treten. So höre denn, was ich dir zu berichten habe. Und lerne das Verstehen. Begreife, daß es Dinge gibt, die des Menschen Geist nicht zu fassen vermag. Und daß es Erscheinungen gibt, gegen die auch ein Gott nicht gefeit ist. Vor Jahrtausenden, weit vor der Geburt eures Gottes, hatte ich meine Heimat in einem Tempel, der nicht weit von hier auf dem Festland stand. Ich war glücklich in der Stätte, an der man mir Ehre zuteil werden ließ. Und ich betrachtete die Menschen mit Wohlgefallen. Bis Piraten kamen und den Tempel schändeten. Sie nahmen meinen Dreizack, das Zeichen meiner Macht und meiner Würde, und wollten damit über die Meere entfliehen. Doch ich habe sie verfolgt und eingeholt. Ich wühlte die Wogen auf, ließ sie sich haushoch türmen und schleuderte das Schiff, auf dem die Piraten sich befanden, in die Tiefen der See. Sie hätten den Weg in den Hades, die Unterwelt, antreten müssen. Doch ich bat Zeus, sie mir zu überlassen, daß ich sie für ihre Freveltat bestrafen konnte. Er gewährte mir die Bitte, und ich machte sie zu Wächtern über den Tempel, den sie mir hier erbauen mußten. Wie du siehst, haben sie ihre Arbeit aufs Beste geleistet. Und immer trugen sie Sorge, daß ich nicht in meiner göttlichen Ruhe gestört wurde. Bis Männer kamen und meinen Tempel auf dem Festland ausgruben. Da mußte ich erkennen, daß der Mensch keine Ehrfurcht mehr vor den Göttern seiner Ahnen hatte. Und ich wollte meine Diener für ihre Arbeit lohnen. Sie sollten ihre ewige Ruhe haben. Doch ein Gott kann nur Geschenke geben, wenn ihm ein Opfer dargebracht wurde. Bei mir war der Wille, sie zu bestrafen, im Laufe der Jahrhunderte zu einem festen Bestandteil meines göttlichen Ichs geworden. So mußte es dann ein sehr wertvolles Opfer sein, das mich ihnen gewogen stimmen würde. Und das Wertvollste auf dieser Welt ist der Mensch. Ich habe ihnen das Versprechen gegeben, sie in den Tod zu entlassen, wenn sie mir ein solches Opfer darbringen würden. Nun haben sie es fast erreicht. Die Opfer liegen auf dem Stein, der mir die Opfergaben

zuführen soll. Meine Schergen stehen dicht vor ihrem Ziel. Da erscheinst du und machst alles zunichte, was sie sich erträumt hatten. Verstehe, Mensch, ich kann sie nicht aufhalten. Ich kann vielleicht nur dich schützen und Sorge tragen, daß du dieser Stätte unversehrt entkommen kannst. Doch die Gefangenen hier haben ihr Leben verwirkt, zumal auch sie die Ruhe eines Gottes stören wollten. Der Lehrling ist dem Zaubermeister über den Kopf gewachsen, Götter stehen im Dienste der Menschen, da er mit ihnen leben muß. Ein Gott darf ein Opfer nur in ernsten Fällen eines Frevels verweigern. Ich muß dieses Opfer annehmen, damit ich ihnen den ewigen Frieden schenken kann. Darum geh jetzt und kehre nicht wieder!«

Zamorra lauschte der Stimme nach, die ihn erfüllt hatte und ihn erzittern ließ. Ein Gott, der die Macht über die Geister verloren hatte, die er gerufen hatte. Schon oft hatte er es erlebt, wenn er Menschen getroffen hatte, die meinten, sich mit dem Satan verbünden zu können. Auch sie hatten einsehen müssen, daß mit dem Bösen kein Pakt zu schließen war. Doch ein Gott?

»Ich lese deine Gedanken, Mensch. Es ist wirklich so, wie ich dir mitgeteilt habe. Ich kann die Geister der Piraten nicht aufhalten, weil sie mir immer treu gedient haben. Geh jetzt, damit das Opfer seinen Fortgang nehmen kann!«

Die ganze Zeit, die der Gott zu ihm gesprochen hatte, waren die Schreckensgestalten unbeweglich stehengeblieben. Keiner hatte sich gerührt oder Anstalten gemacht, den Eindringling in dieses gespenstische Reich der Unterwelt anzugreifen.

Doch jetzt kam wieder schreckliches Leben in sie. Geschlossen rückten sie gegen den Professor vor.

Sie hatten jetzt alle die Schwerter gezogen und waren bereit, sich jeden Augenblick auf ihn zu stürzen und ihn zu vernichten.

Zamorra erkannte, daß er gegen sie keine Chance haben würde.

Auch mit dem Amulett würde ihm das nicht gelingen, ihrer Herr zu werden. Seine Gedanken rasten. Er suchte fieberhaft nach einem Ausweg aus dieser schrecklichen Situation.

»Halt! Einen Augenblick!«

Sein Ruf hallte durch die Halle. Ihm war, als würde in das Relief über dem Kultstein Leben einströmen.

»Ich habe einen Vorschlag zu machen, den du, Poseidon, annehmen sollst, wenn es stimmt, was man von dir sagt, nämlich daß du die Menschen liebst. Ich weiß, daß du auch ein Gott des Kampfes bist und Mannesmut zu schätzen weißt. Laß diese beiden gehen. Gib ihnen die Möglichkeit, zu ihrem Zuhause zurückzukehren. Dafür will ich hierbleiben und mich an ihrer Stelle opfern lassen. Ich habe keinen, der um mich trauern wird, wenn ich sterbe. Doch sie haben Menschen, die sie lieben und von denen sie geliebt werden. Hab Erbarmen und

gib ihnen die Freiheit.«

Zamorra brauchte nicht lange auf eine Antwort zu warten.

»Nun gut«, dröhnte die Stimme des Gottes in ihm. »Ich will tun, worum du mich gebeten hast. Da ich das Böse in den Geistern der Piraten erkenne, will ich deiner Bitte stattgeben. Doch merke, aufhalten kann ich meine Schergen nicht, wenn sie dich als Opfer annehmen. Aber ich kann sie auch nicht beschützen, wenn du dich zur Wehr setzt. Das ist die Möglichkeit, die sich dir bietet, mit dem Leben davonzukommen. Besiege die Schar der Kämpfer, die dort steht und auf dein Blut lauert, und mir ist Genüge getan. Doch als Pfand bleiben die beiden auserwählten Opfer hier und müssen dem Kampf beiwohnen. Entscheide dich.«

Zamorra brauchte nicht lange zu überlegen. Sein einziges Problem war die Taktik, die er anwenden sollte.

Doch auch hier griff der Gott ein und gab ihm ein verheißungsvolles Zeichen.

Vor Zamorra auf dem Marmorboden materialisierte sich plötzlich ein Schwert. Es gleißte im unwirklichen Licht des Tempels.

»Es ist das Schwert des Odysseus«, hörte Zamorra erneut die Stimme des Gottes in seinem Innern. »Es wird dir die Kraft geben, den Feinden zu widerstehen. Doch wird es dir nicht helfen. Es ist keine Wunderwaffe. Kämpfen mußt du, und es ist dein Arm, der die Klinge führt. Also sieh dich vor.«

Als wäre das ein Befehl gewesen, rückte die Phalanx der Knochenkämpfer nun gegen den Professor vor.

Der bückte sich und riß das Schwert des Odysseus vom Boden hoch. Lauernd in halbgebückter Haltung blieb er stehen und beobachtete die Reihe der Totenschädel unter den Helmen. Sie grinsten siegessicher.

Zamorra machte einen Ausfall. Indem er gleichzeitig das Amulett seiner Vorväter in Richtung der widerlichen Visagen stieß, führte er mit dem Schwert einen mächtigen Schlag gegen den ihm am nächsten Stehenden.

Der war auf den Angriff nicht vorbereitet gewesen und machte nur eine schwache Abwehrbewegung. Zamorra traf. Ein durchdringendes Knirschen war zu hören. Das Schwert seines Gegners wirbelte mitsamt der Knochenfaust, die noch um den Griff geklammert war, durch die Luft.

Zamorra hörte einen hohlen, heiseren Schrei.

Ein lautes Klirren scholl durch den Tempel, und der Getroffene stürzte zu Boden. Zamorra machte einen Satz nach vorn und hieb dem Skelett die Faust mit dem Amulett vor den Panzer, dorthin, wo normalerweise ein Herz schlagen mußte.

Der Brustpanzer wölbte sich nach innen, und die Rippen des Getroffenen brachen laut und vernehmlich.

Eine letzte Zuckung seiner fleischlosen Glieder und er lag still.

Ein lautes Wutgeheul der anderen klang auf. Wüste Flüche wurden laut. Der Haß in ihren Augen wurde zu einem glühenden Feuer, das dem Professor in den Schädel fraß.

Wie gebannt starrte der Professor in die Augen seiner gnadenlosen Gegner. Als sie bis in Reichweite seines Schwertes vorgedrungen waren, riß er sich endlich von diesem Bild des Grauens los.

Er fuhr herum wie ein Schlange und verließ den Kreis, den sie fast um ihn gebildet hatten. Er sprang durch die Lücke, die er gerissen hatte und hetzte mit langen Sätzen auf den Kultstein zu, auf dem immer noch der Mann lag.

Zamorra ging neben seiner Assistentin in die Hocke. Apathisch kniete sie vor dem Steinklotz. Sie nahm überhaupt nicht wahr, wie ihr Chef sie unter den Armen faßte und hinter den Stein schleifte.

Dann sprang Zamorra zum Opfertisch hoch und hob den wie erstarrt daliegenden herunter. Vorsichtig ließ er ihn auf den Boden sinken.

Dann schwang er sich auf den Tisch und erwartete den Angriff der wandelnden Skelette.

Eine Mauer aus Knochen und Eisen – so marschierten sie auf den Klotz zu.

Monoton hallte der Tritt ihrer gepanzerten Füße durch den Tempel. Der Lärm war ohrenbetäubend.

Die ersten beiden stiegen die Stufen empor.

Wie Roboter bewegten sie ihre Schwerter und ließen sie pfeifend durch die Luft sausen. Zamorra konnte die Schläge nur mit Mühe parieren.

Die fleischlosen Gesellen hatten zyklopenhafte Kräfte zur Verfügung. Und sie schienen nie zu ermüden. Mit unverminderter Gewalt prasselten die Schläge gegen Zamorras Klinge und jagten ihm mit jedem Treffer neue Schmerzen in den Körper.

Er glaubte, das Schultergelenk würde ihm herausgerissen.

Wenn ein Schlag danebenging und den Steinklotz traf, so hatte der Professor das Gefühl, als würde der Klotz beben oder umkippen.

Zamorra wechselte Schwert und Amulett von einer in die andere Hand.

Das brachte die beiden Burschen durcheinander. Einen Moment starrten sie unschlüssig hoch zu dem Menschen, der sich nicht besiegen ließ.

Zamorra nutzte die Gelegenheit eiskalt. Ein gezielter Schlag trennte beiden die Schädel von den Wirbelknochen. Laut polternd prallten die Köpfe auf den Steinboden und rollten die Stufen hinab. Genau vor den Füßen der Nachrückenden blieben sie liegen.

Ein Aufbrüllen ging durch die Reihe der Kämpfer.

Wenn Zamorra gehofft hatte, sie ließen sich abschrecken, so sah er

sich sehr schnell getäuscht. Mit verbissener Wut drangen sie auf ihn ein.

Zamorra tanzte auf dem Steintisch ein Ballett des Grauens. Immer wieder mußte er hochspringen, wenn einer der Knochenkrieger nach seinen Füßen zielte. Und immer schaffte der Professor es im letzten Moment, dem vernichtenden Schlag zu entgehen.

Ein Hieb glitt von seiner Klinge ab. Es gab einen hell singenden Ton. Die Waffe seines Gegners fuhr pfeifend über die Klinge des Odysseus und traf den Arm des Professors.

Der Tauchanzug, der seinen Körper wie eine zweite Haut umschloß, platzte an dieser Stelle auf.

Blut trat hervor und benetzte den Stein, auf dem er stand.

Ein Aufschrei der Begeisterung brandete auf.

Mit neu entfachter Wut drängten die Kämpfer gegen den Stein.

Mit einem einzigen Schlag schmetterte Zamorra einem den Helm vom kahlen Schädel und trennte er den Arm eines anderen vom Rumpf.

Der geriet aus dem Gleichgewicht und stürzte zu Boden.

Ohne sich um ihn zu kümmern, kämpften die anderen weiter. In ihrer blinden Wut vergaßen sie ihren Kameraden und sein Schicksal völlig.

Gepanzerte Füße trafen seinen Kopf, seine wild zuckenden Beine und seinen übriggebliebenen Arm.

Das Knirschen, als die Knochen brachen, drang Zamorra bis ins Mark. Es schüttelte ihn geradezu durch wie mit urwüchsiger Gewalt. Gequält schloß er für einen Moment die Augen.

Die Breitseite eines Schwertes traf sein rechtes Knie.

Der Schmerz raste hoch bis ins Rückenmark.

Zamorra knickte ein, wäre fast gestürzt, doch er fing sich wieder und wehrte den nächsten Schlag, der sein Ende bedeutet hätte, im letzten Augenblick ab.

Enttäuscht schrie der Kämpfer auf.

Dabei klappte sein Unterkiefer weit nach unten. Zamorra stieß sein Schwert hinein, daß es am Hinterkopf wieder heraustrat.

Ein kurzer Ruck, und der Schädel löste sich von der Wirbelsäule.

Weit schleuderte der Professor ihn durch die Halle.

Hinter seinem Rücken traf er auf die Wand mit dem Relief Poseidons und zerschellte in tausend Stücke.

Ein wahrer Knochenregen rieselte auf den Professor herab.

Er kümmerte sich nicht darum. Jetzt ging es um sein nacktes Leben und um das Schicksal derer, zu deren Rettung er gekommen war.

Aus dem Augenwinkel sah er, wie Nicole Duval erwacht war und Anteil an den Geschehnissen nahm. Mit angstvoll geweiteten Augen verfolgte sie das Geschehen. Sie biß sich die Lippen blutig. Ein roter

Faden rann über ihr Kinn, den Hals und versickerte im Kragen ihres leichten Sommerkleidchens.

Der Mann lag noch so am Boden, wie Zamorra ihn hingelegt hatte.

Für ihn mußten die Schrecken, die er hier erlebt hatte, zuviel gewesen sein.

Zamorra beneidete ihn fast um seine Bewußtlosigkeit, die ihm das Grauen dieser Minuten, die ihm wie Stunden vorkamen, ersparten.

Zamorra hatte das Gefühl, schon Stunden zu kämpfen. Und immer wieder kamen neue Gegner und stürmten gegen seine immer schwächer werdende Verteidigung an.

Zamorra hatte keine Zeit zu verschnaufen. Laut keuchend ging sein Atem. Schweiß stand ihm auf der Stirn, rann ihm in die Augen und ließ ihn fast blind werden.

Manchmal sah er die Kämpfer mit den Totenschädeln nur verschwommen, und er war bei seinen Treffern mehr auf den Zufall angewiesen.

Aber das Glück war ihm hold. Er richtete schreckliche Verwüstung unter seinen Widersachern an.

Es war fast keiner mehr vorhanden, der nicht irgendeinen Treffer abbekommen hatte.

Hier klafften Rüstungen auf, dort fehlte dem einen oder anderen der Helm, den ein gezielter Schlag ihm vom Schädel gefegt hatte.

Die Angreifer trampelten auf Knochen und Rüstungsteilen herum und behinderten sich gegenseitig.

Das Feuer in ihren Augen brannte aber mit unverminderter Intensität, und Zamorra wußte, daß sie nicht eher Ruhe geben würden, bis er sie alle vernichtet hatte.

Nur noch sechs Kämpfer lauerten darauf, eine Blöße bei ihm zu entdecken und sie gnadenlos auszunutzen. Die Kräfte verließen den Professor. Und wieder wechselte er Schwert und Amulett von einer in die andere Hand. Er ließ sein Amulett an der Kette baumeln und benutzte es als zusätzliche Waffe.

Er ließ es kreisen und schleuderte es mit aller Kraft einem Angreifer in die verzerrte Knochenfratze.

Die Wirkung war durchschlagend. Dort, wo es aufgeschlagen war, klaffte in dem Schädel ein Loch. Das ganze Nasenbein fehlte. Ein zweiter Treffer machte dem Burschen endgültig den Garaus.

Zamorras Gedanken überschlugen sich in seinem Kopf. Lange würde er nicht mehr standhalten können.

Es war nur noch eine Frage von Minuten, wann er den Arm mit dem Schwert nicht mehr würde heben können und den Bestien ausgeliefert war. Immer gefährlicher wurden die Schwerthiebe, die sie austeilten. Sie hatten jetzt ein System entwickelt, wie sie den Professor zu überlisten trachteten.

Sie griffen von zwei Seiten an. Einen konnte der Professor noch erledigen. Dann begriff er mit brutaler Deutlichkeit, daß er kaum eine Chance haben würde, lebend aus dem Tempel zu entkommen.

Sollte alles umsonst gewesen sein?

In einem plötzlichen Entschluß sprang er von dem Steinklotz herunter. Jetzt hatte er den Tisch als Barriere zwischen sich und den Monstern.

Ein flehender Blick traf ihn aus Nicoles Augen. Ein Blick, in dem alles an Hoffnungslosigkeit lag, was ein Mensch empfinden konnte.

Dieser Blick gab ihm neue Kraft.

Er bückte sich in einer plötzlichen Eingebung.

Die Steinplatte lag nur lose auf dem Steinklotz auf. Sie ragte ein gutes Stück über den Steinsockel hinaus.

Zamorra wußte, daß es seine letzte Chance war, aber er mußte sie nutzen.

Er stemmte sich mit dem Rücken gegen die Steinplatte.

Die Adern an seinem Hals traten hervor. Sein Kopf lief rot an. Die Beine zitterten unkontrolliert, als er die Muskeln anspannte, um sich aufzurichten.

Erst rührte sich gar nichts. Dann spürte Zamorra, wie die Steinplatte nachgab.

Ein guter Geist mußte ihm übermenschliche Kräfte verliehen haben.

Die Platte hob sich, bildete eine schiefe Ebene.

Zamorra hielt die Schulter dagegengestemmt und drehte sich halb um. Noch begriffen die Skelettkrieger nicht, was er vorhatte. In wilder Wut versuchten sie, den Steinklotz zu erklettern.

Die Frage zuckte durch Zamorras Gehirn, warum sie nicht um den Stein herumgingen. Doch zur Beantwortung war jetzt nicht die Zeit.

Die Platte neigte sich mehr und mehr.

Dann hatte Zamorra es geschafft. Sie stand fast senkrecht und drohte auf der anderen Seite wirkungslos abzurutschen.

Zamorra gab ihr einen letzten verzweifelten Stoß, und sie kippte über.

Ein wüstes Geheul ertönte, das jedoch gleich darauf verstummte.

Mit einem ohrenbetäubenden Krachen stürzte die Platte auf die übriggebliebenen Kämpfer und begrub sie unter sich.

Ein häßliches Knirschen und Splittern, dann war Stille, eine Stille die nach dem Kampfeslärm fast schmerzhaft wirkte.

Zamorra sank in die Knie. Hätte er sich nicht abgestützt, dann wäre er vollends auf den Boden geglitten.

Wie lange er so dagekniet hatte, wußte er nachher nicht mehr zu sagen. Es mußte ziemlich lange gewesen sein, denn als er wieder in die Wirklichkeit zurückfand, hatte sich sein keuchender Atem fast beruhigt.

Der Gedanke an die beiden Geretteten ließ ihn aus seiner Versunkenheit aufwachen.

Er kroch hinüber zu seiner Assistentin.

Sie hatte sich bereits halb erhoben.

»Na, Nicole, wie fühlen Sie sich?« war das erste, was Zamorra, für diese Situation völlig unangemessen, hervorbrachte.

Schluchzend sank ihm das hübsche Mädchen in die Arme. Beruhigend streichelte er ihren Kopf.

»Das nächste Mal machen Sie nicht solche Dummheiten. Da hören Sie wohl lieber auf das, was man Ihnen sagte«, flüsterte der Professor und wußte doch im gleichen Augenblick, daß sie wieder genauso handeln würde, und daß er auf seine Nicole stolz sein konnte.

»Ja, Chef, das verspreche ich«, erwiderte sie matt. Sie zitterte noch am ganzen Leibe.

Zamorra hatte plötzlich den Eindruck, als hätte die Intensität des Lichtes in dem Tempel abgenommen.

Aufmerksam schaute er sich um. Nein, er hatte sich nicht getäuscht, und er konnte sich denken, was das zu bedeuten hatte.

»Los, Nicole, schnell. Wir müssen uns beeilen. Der Tempel hat seine Funktion erfüllt. Er sollte dazu dienen, die Piraten zu bestrafen. Jetzt wo sie nicht mehr sind, wird auch Poseidon sich aus diesem Bauwerk zurückziehen.«

Nicole nickte und erhob sich.

Schwerfällig wankte sie auf die Säulen zu, hinter denen das Ägäische Meer wogte. Dicht vor der Wasserwand blieb sie stehen.

Zamorra lud sich den Griechen auf die Schultern und ging hinter ihr her.

»Meinen Sie, Sie schaffen es bis oben?« fragte er seine Assistentin.

Sie nickte tapfer.

»Aber vorher nehmen Sie noch eine Dusche Sauerstoff. Und dann hängen Sie mir das Gerät so um die Schulter, daß ich dem armen Teufel hier den Atemschlauch in den Mund schieben kann.«

Nicole hob die Sauerstoff-Flaschen auf und machte das, worum ihr Chef sie gebeten hatte.

Bevor sie Zamorra den Atemschlauch in die Hand drückte, nahm sie einige tiefe Atemzüge. Dann reichte sie ihm das Mundstück.

Sie machte einen Schritt auf die Wasserwand zu, versank völlig darin.

Im Licht seines Unterwasserscheinwerfers konnte Zamorra verfolgen, wie sie schnell nach oben in Richtung Wasseroberfläche aufstieg.

Dann folgte er ihrem Beispiel, nahm einige Atemzüge aus den Flaschen und zwängte dem Mann, den er auf der Schulter trug, das Mundstück des Schlauchs zwischen die Zähne. Er kontrollierte den dichten Sitz, dann machte auch er einen entschlossenen Schritt in die

Wasserwand.

Sofort spürte er den Auftrieb des Wassers und überließ sich ihm.

Während er aufstieg zur Wasseroberfläche, preßte er sorgfältig dem Griechen den Schlauch vor den Mund.

Sehr schnell durchstieß er die Oberfläche.

Ganz in der Nähe sah er seine Assistentin. Sie hatte sich erstaunlich gut erholt.

Zamorra gab mit dem Scheinwerfer, den er vom Meeresgrund mitgenommen hatte, ein Zeichen.

Es wurde sofort gesehen, und bald saßen die drei an Bord ihrer Jacht und rauschten in Richtung Sunion davon.

***

Kurz vor der Hafeneinfahrt hörten sie ein Grollen, das aus dem Innern der Erde zu kommen schien.

Zamorra wandte sich um.

Ein Leuchten lag über der Stelle, die sie soeben verlassen hatten. In weiter Ferne konnten sie alle sehen, wie sich ein Lichtpfeil aus den Wellen hob und Form annahm. Es war ein riesiger Dreizack.

Er schien sich in ihre Richtung zu verneigen.

Dann brauste eine Flutwelle heran, die auch ihre Jacht traf. Doch sie brachte sie nicht in Gefahr.

Vielmehr hob diese Flutwelle sie sicher in den Hafen von Sunion.

Am Kai erwartete sie ein ziemlich aufgeregter Bill Fleming.

»Verdammt«, brüllte er herüber, »ihr könnt mir wenigstens vorher Bescheid sagen, wenn ihr eine Spazierfahrt machen wollt.«

John D. Porth, der Amerikaner, der am Steuer stand, wollte etwas Passendes erwidern.

Doch Zamorra machte ihm ein Zeichen, zu schweigen.

»Lassen Sie ihn doch. Er hat ja recht. Wir haben nur eine Spazierfahrt unternommen.«

Dann sank sein Kopf auf die Brust, und er versank in einen tiefen traumlosen Schlaf.

ENDE